

**Arno
Pagel**

**Da zünd
dein Feuer an**



TELOS





Da zünd dein Feuer an

Evangelikale
Missionare berichten

Herausgegeben von
Arno Pagel

Chrischona-Mission in Äthiopien
Lörrach

Dieses Buch ist eine Veröffentlichung der
TELOS-Verlagsgruppe.
TELOS-Taschenbücher und TELOS-Paperback-Ausgaben
sind »zielbewußt«, wegweisend und biblisch orientiert.
TELOS-Bücher wurden verantwortlich ausgewählt.

ISBN 3 920345 66 5

Alle Rechte vorbehalten
© 1976 by Verlag der
Francke-Buchhandlung GmbH
3550 Marburg an der Lahn
Umschlagentwurf: Egon Schwartz
Gesamtherstellung: St.-Johannis-Druckerei C. Schweickhardt
7630 Lahr-Dinglingen
Printed in Germany 14503/1976

Inhalt

<i>Arno Pagel</i> VORWORT	7
<i>Otti Plenio</i> ALS CHRISTIN IN DER GESELLSCHAFT Schwierigkeiten und Möglichkeiten für eine japanische Lehrerin	9
<i>Karl Lagershausen</i> DIENST IN ÜBERSEE FÜR EINEN FILIPINO? Das Zeugnis von William Layda	13
<i>Otto Klippel</i> GÄ-U, EIN ÄLTESTER NACH DEM HERZEN GOTTES Ein Tai-Christ wird vielen zum Segen	19
<i>Christel Meyer</i> »HABT IHR EUERN JESUS SCHON MAL GESEHEN?« Begegnungen mit dem Herrn im buddhistischen Thailand	25
<i>Albert Rechkemmer</i> ES BLEIBT BEIM AUFTRAG: EVANGELISATION UND GEMEINDEAUFBAU! Neubeginn in Bangladesh	30
<i>Arno Pagel</i> »AUGENLICHT AUF RÄDERN« Kampf gegen die Blindheit in indischen Dörfern	36
<i>Ingrid Hauer</i> »HERR, ICH GEBE SIE IN DEINE OBHUT« Kinder-, Mädchen- und Frauenarbeit in Pakistan	41
<i>Enid Parker</i> YUHANNA – DAS EVANGELIUM IN EINER NEUEN SPRACHE Afrikaner lernen die Bibel kennen	46
<i>Christel Voll</i> JETZT KOMMT ES AUF MUSE, IMAN UND AHMED AN! Nur wenige Jahre Missionsarbeit in Somalia	53
<i>Verena Nutzinger</i> »...DAß ETLICHE GERETTET WERDEN!« Vom Mühlen, »den Äthiopiern ein Äthiopier zu werden«	58

<i>Reinhold Abraham</i>	
JESUS ALLEIN!	63
40 Jahre Erweckungskonferenzen in Kabale (Uganda)	
<i>Heidi Barnikel</i>	
DEUTSCHE SCHULE IM AFRIKANISCHEN BUSCH	69
Unterricht für Missionarskinder in Tansania	
<i>Georg Leimeroth</i>	
»UND WENN DU INS FEUER GEHST«	74
Ein Rebellenüberfall im Tschad	
<i>Hanni Krieg</i>	
CLEMENTINE AUS DEM STAMM DER GAGOU	79
Ein Frauenschicksal von der Elfenbeinküste	
<i>Helmut Grundmann</i>	
GEPLANT, GEBAUT UND GELEBT	85
Werden, Wesen und Wirken einer Gemeinde in Westafrika	
<i>Dieter Schleppi</i>	
WAS AUF DER »SCHLANGENINSEL« GESCHAH	91
Von Gottes Wirken unter Buschnegern in Surinam	
<i>Christian Kahl</i>	
»DIE INSELN WARTEN AUF MEINEN ARM«	97
Flußmission auf dem Paraná	
<i>Konrad Eißler, Alfred Pfeiffer</i>	
»SO SEID IHR RECHT FREI!« – »JESUS IST SIEGER!«	102
Zeugnisse aus der Gnadauer Brasilien-Mission	
<i>Harri und Elisabeth Litz</i>	
DAS MISSTRAUEN IST VERSCHWUNDEN	108
Pioniermission unter Indianern in Paraguay	
<i>Klaus Seidlitz</i>	
GOTTESDIENST IN 4000 METER HÖHE!	114
Eine Missionsreise in den Hochanden Perus	
<i>Ernst Fehler</i>	
VERBINDLICHE NACHFOLGE GEGEN CHRISTLICHE	
TRADITION	119
Evangeliumsdienst in Österreich	
<i>Horst Marquardt</i>	
ZUM ZEUGNIS ÜBER ALLE VÖLKER	125
Gottes Wort über den Rundfunk kommt nicht leer zurück	
WAS HEIßT »EVANGELIKAL«?	133

VORWORT

Der Titel des Missionsbuches »Da zünd dein Feuer an« ist dem bekannten Lied »Der du in Todesnächten erkämpft das Heil der Welt« entnommen. Im letzten Vers betet die glaubende Gemeinde, die sich nach der Vollendung des Reiches Gottes sehnt:

»O sammle deine Herden
dir aus der Völker Zahl,
daß viele selig werden
und ziehn zum Abendmahl.
Schließ auf die hohen Pforten,
es strömt dein Volk heran,
wo noch nicht Tag geworden,
da zünd dein Feuer an!«

Die Bitte der Jünger nimmt ein Wort des Herrn selber auf: »Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, als es brennete schon!« (Luk. 12, 49.)

Gemeint ist mit dem Feuer die Ausbreitung des Evangeliums unter allen Völkern. Es ist die Sehnsucht Jesu, daß einem Brand gleich die »Gute Nachricht« überall um sich greift. Erst aber muß das Leiden und Sterben des Herrn, das die Versöhnung der Welt mit Gott bewirkt, vorangehen (Luk. 12, 50).

Die große Rettungstat Gottes in Jesus Christus ist geschehen. Sie muß überall bekanntgemacht werden. Was der Herr ersehnte, das erfüllt nun seine Jünger und treibt sie als seine Zeugen durch die Weiten der Erde. Die in diesem Buch gesammelten Berichte lassen erkennen: Es gibt viel Dunkel der Sünde, der Sorge, der Angst und der Hoffnungslosigkeit überall in Herzen und Häusern, in Dörfern, Städten und Ländern. Es wird aber auch viel Nacht vertrieben, wo das helle Licht des Evangeliums hinkommt, wo Jesu Feuer zu brennen beginnen. Das weckt Freude, Dank und Staunen bei den Seinen. Das nimmt sie aber auch in die Pflicht wachen und dringlichen Betens.

Die Bibel läßt uns nüchtern wissen, daß die Finsternis auf Erden in der Endzeit vor dem Wiederkommen Jesu noch sehr dicht werden wird. Darum schaut die Bitte »Da zünd dein Feuer an« auch auf den Tag aus, an dem im Gericht des zukünftigen Siegers aller menschliche und satanische Widerstand gegen Gott und seine Herrschaft endgültig gebrochen und verzehrt wird. Der dann unwiderleglich nein sagt zu all seinen menschlichen und satanischen Widersachern, sagt zugleich königlich ja zu seiner Gemeinde, die er aus Kampf, Leid und Schwachheit in die Herrlichkeit seines Reiches führt.

In solchem Ausblick wollen wir des Herrn Werk treiben, bis ER kommt!

5226 Reichshof 11
Kalbortal

Arno Pagel

ALS CHRISTIN IN DER GESELLSCHAFT

Schwierigkeiten und Möglichkeiten für eine japanische Lehrerin

Suche nach dem festen Grund

Als Sanae Kato eines Abends auf dem Nachhauseweg von der Universität ist, fällt ihr etwas auf, was sie bisher noch nicht vom Zug aus gesehen hat. Sie steigt eine Station früher aus und geht auf das rote Leuchtkreuz zu, bis sie zu unserem neu errichteten Missionshaus kommt. Es wird unsere erste Begegnung mit Fräulein Kato.

Von dem Tag an erscheint sie regelmäßig zu den neu begonnenen Versammlungen. Sie ist innerlich fragend und darum besorgt, ihr Leben und ihre Zukunft auf einen festen Grund zu bauen.

Zu Hause erfährt Sanae, die das einzige Kind ist, wenig Erfreuliches. Die abgehärmte Mutter muß von früh bis spät im elterlichen Geschäft arbeiten und bezieht Ohrfeigen, wenn sie den Unwillen ihres Mannes erregt. Der Vater verbringt seine Freizeit oft mit Reiswein und anderen Frauen. Seine erwachsene Tochter verachtet ihn um seiner Seitensprünge willen. Zugleich ist ihr Herz voller Furcht, daß sie, wenn sie einmal Ehefrau werden sollte, ein ähnliches Schicksal zu erleiden hat.

Die Verhältnisse in Sanaes Familie bilden keine Ausnahme. Der japanische Ehemann gestaltet meistens seine Freizeit unabhängig von seiner Ehefrau und seiner Familie. Er tut das oft auf eine fragwürdige Art und Weise. Japan ist immer noch ein Männerstaat, obwohl es Bestrebungen gibt, der Frau die Gleichstellung in der Gesellschaft zu verschaffen. Die verheiratete Frau heißt »Okusan« – »das Innere des Hauses«. Dort ist ihr Bereich. Sie ist ihrem Ehemann und dessen Verwandtschaft zum Gehorsam verpflichtet. Dasselbe gilt für die Berufstätige ihren Vorgesetzten gegenüber.

Entscheidung und Einsatz für Jesus

Sanae Kato öffnet sich mehr und mehr dem Evangelium. Sie geht in unserem Missionshaus ein und aus. Sie fühlt sich verstanden und geborgen, und sie merkt, wie sich ihre bisherige innere Leere auszufüllen beginnt. Als dann in einer Nachbargemeinde eine Großevangelisation durchgeführt wird, findet die junge Studentin den Mut, sich öffentlich zu Jesus zu bekennen. So wird sie unsere erste Frucht in Iwakura, einer 40 000 Einwohner zählenden »Bettstadt« der Hafenstadt Nagoya im Herzen Japans.

Durch die Einrichtung von englischen und deutschen Sprachkursen für Schüler und Erwachsene sind gute Kontakte mit Japanern entstanden. Durch diesen sozialen und kulturellen Beitrag der Missionare sind Vorurteile abgebaut und ist Vertrauen geschaffen worden. Eine große Sonntagschularbeit ist entstanden. Etwa hundert Kinder besuchen die Zusammenkünfte, so daß wegen der engen Räumlichkeiten eine zeitliche Trennung in zwei Gruppen erforderlich wird. Da die Missionarsfrau in dieser Arbeit noch ohne Hilfe ist, wird Sanae Kato bald zur Mitarbeit herangezogen. Sie zeigt sich geschickt im Umgang mit Kindern. Durch diese Tätigkeit, das damit verbundene Bibelstudium und die gemeinsame Vorbereitung im Gebet macht unsere Studentin gute Fortschritte im Glaubensleben.

Schwierigkeiten türmen sich

Gegen Ende ihres Studiums erlebt Sanae Kato eine große Enttäuschung. Wegen Überfüllung wird ihre Bewerbung als Lehrerin abgelehnt. Etwas mutlos nimmt sie eine Arbeit in einem Büro an. Hat Gott sich ihren Gebeten verschlossen?

Vier Wochen später kommt der Bescheid, daß sie sofort eine Stelle als Grundschullehrerin in der Nachbarstadt Kisogawa antreten kann. Sanae Kato ist überglücklich, doch ihre Eltern sind zunächst gegen einen Wechsel. Sie meinen, daß eine Kündigung nach so kurzer Zeit unhöflich und ungehörig sei. Sanae Kato

setzt sich aber durch. Sie sieht in dieser schnellen Wendung die Erhöhung ihrer eigenen Gebete und derjenigen ihrer Freunde.

Mit großer Freude beginnt sie ihre Lehrtätigkeit in Kisogawa. Doch bald kommen die ersten Dämpfer. Der strenge Schulleiter läßt den Neuling im Lehramt wissen, daß es sich für einen Anfänger nicht gehöre, mit dem eigenen Auto vorzufahren. Fräulein Kato solle hübsch bescheiden mit dem Fahrrad oder der Bahn kommen. Als Farbe der Kleidung würde nach seiner Meinung dunkelblau oder grau am besten zu einer Lehrerin passen...

Japan hat das System der Ganztagschule. Die Kinder sind von morgens 8 bis ungefähr 17 Uhr in der Schule. Anschließend muß Sanae Kato, wie alle Anfänger im Lehramt, die Verwaltungsarbeiten der Schule bis ungefähr 21 Uhr erledigen. Für die Vorbereitung ihres Unterrichtes bleiben ihr nur die späten Abendstunden oder die Nacht. Außerdem wird sie durch die Vorbereitung auf eine weitere Prüfung am Ende des ersten Jahres im Lehramt in Anspruch genommen. Die Vorlesungen und Übungen für dieses Examen fallen auf den Sonntag.

Nach ein paar Monaten ist unsere frisch gebackene Lehrerin abgemagert und nervös. Wie soll sie dieses unglaubliche Arbeitspensum bewältigen? Die Fürbitte der kleinen Schar von Christen in Iwakura stärkt und tröstet sie.

Außer den hohen Anforderungen, welche die Schule an sie stellt, quält Sanae Kato aber noch etwas anderes. Es hat sich herumgesprochen, daß sie Christin ist, und man beobachtet sie scharf. Sie wird darauf aufmerksam gemacht, daß christlicher Einfluß in der Schule nicht erwünscht sei. In der Elternvertretung der Schule befinden sich viele Anhänger der fanatischen buddhistischen Sokagakkai-Sekte.

Sanae Kato hält das erste harte Jahr tapfer durch und besteht ihre Prüfung. Jetzt hat sie wieder mehr Zeit und kann auch wieder regelmäßig in der Sonntagschule mitarbeiten. Eines Tages müssen die Lehrer und Lehrerinnen der Schule Fragebogen ausfüllen. Bei der Frage nach ihrer Freizeitgestaltung gibt Sanae ihre Mitar-

beit in der Sonntagschule an. Sie wird zum Schulleiter bestellt. Dort erfährt sie, daß sie ihre ganze Kraft in den Dienst der Schule zu stellen habe. Der Schulleiter verbietet ihr die Mitarbeit in der Sonntagschule.

Bald darauf fahren wir mit der entmutigten Lehrerin zu einem erfahrenen gläubigen Lehrer. Er sagt ihr, daß es für den Schulleiter keine gesetzliche Berechtigung gebe, die Mitarbeit in der Gemeinde zu verbieten. Sanae Kato kann viel von dem älteren bewährten Kollegen lernen. Er hat schon viele Schüler für Jesus gewonnen und genießt großes Vertrauen in seiner Schule.

Türen öffnen sich

Die junge Lehrerin beherzigt den Rat des Älteren: Sie bewährt sich in der Schule als tüchtige Lehrerin im »Wandel ohne Worte«. Von der Sonntagschularbeit läßt sie sich nicht abhalten.

Im Laufe der Zeit wird sie eine anerkannte und geschätzte Persönlichkeit, der man Vertrauen entgegenbringt. Nun wagt sie es auch, offen über ihren Glauben zu reden. Im Unterricht erzählt sie biblische Geschichten als veranschaulichende Beispiele. Für besonders gute Leistungen verteilt sie Spruchkärtchen. Schließlich wagt sie es sogar, die Kinder zur Sonntagschule einzuladen. Inzwischen kommen in Kisogawa vierzig Kinder mehr als früher. Es handelt sich dabei um Sanaes Schüler und Schülerinnen. Sie ist glücklich und weiß, daß ihr Beruf ihre Berufung ist.

Jeden Sommer fahren Kinder aus ihrem Unterricht mit den Sonntagschulen ins christliche Freizeitheim. Dort erleben sie ihre Lehrerin als »Sonntagschultante«.

Eine Saat auf Hoffnung! Wo sich erst lauter Schwierigkeiten türmten, haben sich jetzt hoffnungsvoll Türen aufgetan. Es gibt unendlich viele Missionsmöglichkeiten im modernen Heidenland Japan.

Otti Plenio
Allianz-Mission-Barmen

DIENST IN ÜBERSEE FÜR EINEN FILIPINO?

Das Zeugnis von William Layda

Erste Bekanntschaft mit der Bibel

Es begann am 26. Dezember 1939, als einer einfachen Familie, die im Herzen der philippinischen Insel-Republik lebte, ein Sohn geboren wurde. Außer ihrer Religiosität besaß unsere Familie nichts, worauf sie hätte stolz sein können, und die Umstände hatten es so gefügt, daß wir der römisch-katholischen Kirche angehörten.

Ich war erst acht Jahre alt, als wir 1948 nach Mindanao, der südlichsten der größeren philippinischen Inseln, übersiedelten. Während dieser Zeit stand es nicht gut um unsere Familie. Mein Vater starb und ließ eine arme Witwe mit fünf kleinen Kindern zurück. Die Zukunft war ungewiß. Für uns Kinder schien eine gute Schulbildung in weite Ferne gerückt. Aber durch Ausdauer und den festen Willen, unsere verzweifelte Lage zu verbessern, gepaart mit schwerer Arbeit, ermöglichte Mutter uns wenigstens den Abschluß der Grundschule. Mehr war nicht zu erreichen. Fünf Kinder auf die höhere Schule zu schicken, hätte eine mittellose Witwe finanziell weit überfordert. Unsere Mutter konnte mit Mühe und Not das tägliche Brot verdienen.

Aber es mußte einen Weg geben, um voranzukommen. Später wurde dann beschlossen, daß alle außer mir den Schulbesuch einstellen sollten. Alle anderen sollten arbeiten, damit ich weiter zur Schule gehen könne. Natürlich rechnete man damit, daß ich nach dem Abschluß meines Studiums und dem erhofften Erlangen einer gut bezahlten beruflichen Stellung der ganzen Familie helfen würde. Das ließ die Zukunft für mich nicht gerade sehr rosig erscheinen, aber ich nahm den Vorschlag doch frohen Herzens auf, zumal eine solche Regelung für asiatische Verhältnisse nichts Ungewöhnliches bedeutet.

Obwohl wir strenggläubige Katholiken waren, ging ich in eine

evangelische Oberschule, weil sie als eine Schule mit hohem Niveau bekannt war. Man konnte dort auch bei guten Leistungen in den Genuß von Stipendien gelangen, und das gab bei der Wahl den Ausschlag. In dieser Schule hielt ich zum erstenmal in meinem Leben eine Bibel in der Hand – allerdings mit einem schlechten Gewissen. Es handelte sich ja um eine protestantische Bibelausgabe! In all den Jahren war es mir zu Hause und in der Kirche immer wieder »eingetrichtert« worden, daß es nicht recht sei, eine protestantische Bibel zu berühren. Man müsse vielmehr alles Protestantische meiden, ja geradezu hassen. Das schloß zuweilen auch gewisse Personen ein. Solcher Einstellung und der Verachtung mancher treuer Nachfolger des Herrn Jesus erinnere ich mich nicht ohne Schuldgefühl. Aber das alles gehört der Vergangenheit an und ist abgetan durch die vergebende Liebe Jesu Christi.

Zum Schulprogramm gehörte der Religionsunterricht. Ob es mir paßte oder nicht, ich mußte die Bibel als Textbuch annehmen und lesen. Das habe ich natürlich nicht mit Begeisterung getan, sondern nur, um die Prüfungen zu bestehen. Über das Thema Religion fanden sehr oft hitzige Diskussionen statt zwischen Lehrern und protestantischen Schülern auf der einen und mir auf der anderen Seite. Ich behauptete stets, daß es außerhalb der römisch-katholischen Kirche kein Heil geben könne, denn so war ich gelehrt worden. Demgegenüber bemühten sich meine Lehrer, mit viel Geduld und Liebe mir klarzumachen, daß das nicht stimme. Die Rettung werde den Menschen allein durch den Glauben an den Herrn Jesus Christus zuteil. Sie versuchten, mir das anhand vieler Bibelstellen zu beweisen.

Doch nicht die Logik ihrer Argumente stimmte mich nachdenklich und ließ die Frage bei mir wach werden, ob sie nicht vielleicht doch recht hätten. Sondern ihr aufrichtiges Bemühen und ihre wirklich ausdauernde christliche Liebe zwangen mich schließlich, ihnen mit mehr Offenheit zuzuhören. Obgleich ich im Unterricht weiterhin eine mehr negative Verhaltensweise an den Tag legte und mit Worten Opposition trieb, war in meinem tiefsten Innern längst ein Hunger und Durst nach der Wahrheit

wach geworden. Ich suchte und prüfte. Nachdem ich die evangelische Schule zwei Jahre lang besucht hatte, war es mir klar, daß ich jetzt dem Anspruch Christi auf mein Leben zustimmen oder entgegnetreten müsse. Durch die Gnade des Herrn entschied ich mich, sein Nachfolger zu werden.

Der neue Plan für mein Leben

Dadurch wurde meinem Leben eine ganz neue Dimension erschlossen, es erhielt einen viel tieferen Sinn, der mir vor der gesegneten Erfahrung des Vertrauens auf Jesus völlig verborgen geblieben war. Genau wie andere junge Menschen hatte ich meine eigenen auf diese Welt ausgerichteten Pläne und Ziele. Durch meine Entscheidung für Christus wurde das anders. Nicht, daß mein bisheriges Streben völlig abwegig gewesen wäre, es wurde mir aber als Tatsache bewußt, daß Gott einen anderen Plan für mein Leben hatte.

Als ich eines Morgens das Wort Gottes las, traf mich der Vers: »Was hat ein Mensch davon, wenn er die ganze Welt gewinnt, am Ende aber doch sein Leben verliert« (Matth. 16, 26)? Die Wirkung war einschneidend. Ich mußte mir sagen: Wenn Gott den Wert eines einzigen Menschen höher einschätzt als die ganze Welt, dann gibt es kein größeres und schöneres Vorrecht, als sein Leben dafür einzusetzen, Menschen Christus zuzuführen.

Ich erkannte, daß mir eine Unterweisung im Worte Gottes sehr nützlich sein würde, um das neue Gott geweihte Ziel ernsthaft zu verfolgen. Ohne finanzielle Unterstützung seitens meiner Familie (die ganz und gar gegen meinen Plan war, ein Verkündiger des Evangeliums zu werden) reiste ich nach Manila, um mich in einem Seminar anzumelden. Ich hatte das Vertrauen, daß der, der mich gerufen hatte, nun auch für alle meine Bedürfnisse sorgen würde »nach seinem Reichtum in der Herrlichkeit in Christus Jesus« (Phil. 4, 19). Nach sechs Jahren konnte ich meine Ausbildung abschließen. Dieses wäre an und für sich auch nach fünf Jahren möglich gewesen, aber ich mußte zwischendurch arbeiten, um für die Ausbildung Geld zu verdienen. Jetzt war ich um

so glücklicher, und die mühsam ermöglichte Zeit im Seminar erschien mir um so wertvoller. Es war Gottes besonderer Weg für mich, ich bin ihm so dankbar für alle seine Hilfe in jenen Jahren.

Es bleibt zu vermerken, daß ich während meines intensiven Studiums nie meine geistliche Verantwortung meiner Familie gegenüber vernachlässigte. Ich betete für ihre Errettung, aber ich schrieb auch regelmäßig nach Hause und riet meinen Angehörigen dringend, ein persönliches Verhältnis mit Jesus Christus zu beginnen. Nie versäumte ich, meinen Briefen Traktate mit Evangeliumsbotschaften beizufügen. Einmal während der Sommerferien ermöglichte mir der Herr einen Besuch daheim. Es war der erste nach drei Jahren Bibelschulzeit. Es ergab sich gerade so, oder besser: der Herr fügte es so, daß in meiner Heimatstadt während jener Schulferien eine Evangelisation durchgeführt und ich als einer der Redner eingeladen wurde. Während dieser ereignisreichen Veranstaltung bekannten meine Mutter und meine Schwestern öffentlich, daß sie Jesus Christus als ihren Retter und Herrn aufnehmen wollten. In den Monaten darauf bekehrten sich auch meine übrigen Angehörigen zum Herrn. Jetzt sind alle, die zu meiner engeren Familie gehören, gläubig an den Herrn Jesus.

Antwort auf einen Ruf

Während der ersten Zeit im Seminar kam es zu einer weiteren entscheidenden Weichenstellung in meinem Leben. Ich hätte es mir bis dahin nie träumen lassen, dem Herrn jemals außerhalb der Grenzen meines eigenen Landes und unter Gliedern eines anderen Volkes zu dienen. Ich gewann den Eindruck, daß der Herr mir einen Dienst in Übersee auftragen wolle. Doch hatte ich darüber zunächst keine ganze Klarheit. Es dauerte zwei Jahre, ehe ich die volle Bestätigung erhielt, daß dies Gottes Wille war. Er gab mir die Gewißheit hinsichtlich des Rufes im betenden Nachdenken über seinem Wort und durch den Dienst der Studenten-Missions-Gemeinschaft. Missionszeitschriften und -Biographien spielten ebenfalls eine entscheidende Rolle.

Wie sah nun meine Antwort auf den Ruf aus? Ich erfuhr, daß die Überseeische Missions-Gemeinschaft (ÜMG) die Türen zum Dienst auch für Christen aus Asien öffne, damit sie gemeinsam mit Missionaren aus dem Westen arbeiten könnten. Ich reichte meine Bewerbung ein. Als meine Frau und ich 1967 mit dem Schiff nach Singapur reisten, um dort an einem Sprach- und Einführungskursus teilzunehmen, begann für uns das Missionarsleben in Übersee. Nach zwei Jahren Missionsdienst in Singapur und Malaysia tat der Herr uns die Tür nach Indonesien auf, wo wir bis heute arbeiten.

Es liegt uns sehr am Herzen, daß noch mehr asiatische Christen und besonders auch Filipinos den Blick bekommen für den Missionsauftrag in Übersee und aktiv daran teilhaben. Jahrelang waren wir der Meinung, daß unser Land ein Missionsfeld sei und wir selber deshalb für eine Arbeit in Übersee nicht in Frage kämen. Das Echo war zunächst recht problematisch, als wir begannen, die christlichen Kreise unseres Landes im Blick auf unseren Auftrag in Übersee zu informieren. Sogar einige unserer engsten gläubigen Freunde machten uns Vorhaltungen. Sie meinten, wir seien unrealistisch, nach Übersee zu gehen, wo doch unser eigenes Land und seine Bewohner Missionare und Mitarbeiter in den Gemeinden brauchten. Doch wenn Christen in solchem Denken beharren, kann und wird es nie und nirgends einen Missionar in Übersee geben. Alle Länder dieser Erde brauchen Reichgottesarbeiter, und in allen sendenden Ländern ist immer auch einem eigenen großen Mangel abzuhelfen. So wahr es ist, daß wir auf den Philippinen weiterhin Missionare aus Übersee brauchen (und wir werden sie immer nötig haben), so heißt das doch nicht, daß wir den Missionsauftrag allein unseren Brüdern aus dem Westen überlassen dürfen. Als Christen Asiens ist uns eine wichtige Mithilfe zugewiesen, wenn wir unseren Kontinent in unserer Generation evangelisieren wollen.

Mitgeteilt von
Karl Lagershausen
Überseeische Missions-Gemeinschaft

Nachwort: Inzwischen ist William Layda in seine Heimat zurückgekehrt und der Missionsleiter der ÜMG für die Philippinen geworden. In dieser Aufgabe arbeitet er mit Missionaren aus verschiedenen Ländern zusammen.

GÄ-U, EIN ÄLTESTER NACH DEM HERZEN GOTTES

Ein Thai-Christ wird vielen zum Segen

Eine geheimnisvolle Buchstelle

Wie viele Thai trat auch Gä-u Sanit in jungen Jahren in einen buddhistischen Tempel ein. Er wollte wissen, was der wahre Sinn des Lebens ist. Es trieb ihn die Frage um: »Gibt es wirklich Vergebung der Sünden? Wenn ja, wie erlange ich sie?« Die sieben Jahre seines Mönchlebens wurden für Gä-u aber zu einer großen Enttäuschung. Er mußte bald entdecken, daß auch hinter Klostermauern Selbstsucht, Haß und Neid herrschten. Als er sich in die heiligen Schriften des Buddhismus vertiefte, stieß er auf eine merkwürdige Stelle. Darin wurde auf einen Retter hingewiesen, der an Händen und Füßen Nägelmale trägt und an der Seite eine Wunde hat. Dieser, so las er, ist der wahre »Pra-si-ahn« (Messias), der den Menschen Vergebung und Heil bringt. Doch ohne Näheres über diese geheimnisvolle Gestalt erfahren zu haben, verließ Gä-u den Tempel.

Kurz vor dem Zweiten Weltkrieg kam der bekannte chinesische Evangelist Dr. John Sung auch nach Thailand und verkündigte in den Christengemeinden das Evangelium. Viele bisherige Namenchristen fanden dadurch einen lebendigen, persönlichen Zugang zu Jesus Christus. Unter den Buddhisten, die zum Glauben kamen, war auch Gä-u. Nun wußte er, wer der wahre »Pra-si-ahn« war, auf den jene geheimnisvolle Stelle im heiligen Buch hingewiesen hatte. Bald zeigte sich sein Leben verändert. Die Bibel wurde seine liebste Lektüre. Nie ging er aus dem Hause fort, ohne seine Bibel bei sich zu tragen.

Sodom und Gomorra unter Christen

Von seiner Freude in Jesus sagt er unermüdlich andern weiter. Als erste führt er seine Familienmitglieder seinem neuen Herrn

zu. Seinem Freund Goon Gusawadi geht er sechs Jahre lang nach. Als er einmal nach tagelangem Unterwegssein müde, hungrig und durstig bei dessen Haus angelangt ist, ruft ihm die Frau von oben herunter zu: »Dort im Reisschuppen kannst du schlafen, zu essen und zu trinken bekommst du bei uns nichts. Wir wollen von deinem Jesus nichts wissen.« Doch eine solch schäbige Behandlung erbittert und entmutigt unseren Freund nicht. Getrieben von der Retterliebe Jesu wirbt er weiter um die Widerstrebenden. Nach sechs Jahren geben diese endlich ihren Widerstand auf. Goon und seine Frau werden Christen und lassen sich taufen. Gä-u merkt aber bald, daß es sich nur um eine äußerliche Abkehr vom Buddhismus und eine ebenso äußerliche Hinkehr zum Christentum handelt, aber noch nicht um eine wirkliche Herzensbekehrung zu Christus.

Inzwischen ist die Familie Gusawadi auf eine Farm in der Nähe der Provinzhauptstadt Chiengrai verzogen. Auch Gä-u gehört zur dortigen Gemeinde und ist einer ihrer Ältesten. Die sogenannten Christen dort liegen ihm sehr am Herzen. Die Farm war einst gegründet worden als eine Art christliches landwirtschaftliches Kollektiv. Aber weder als solches und erst recht nicht als christliche Gemeinde wurde sie das Muster, auf das man gehofft hatte. Sie entwickelte sich im Gegenteil zu einem Sodom und Gomorra. Betrügereien und Diebstähle, Schnapsbrennen und unmäßiges Trinken, Wetten und Spielen um Geld, Mädchenhandel und Unzucht – das alles gehörte zum Alltag auf der Farm, und kaum einer fand etwas dabei. Sogar Morde waren nichts Außergewöhnliches unter den Christen.

Der innere Zustand der Gemeinde war so furchtbar, daß sich nur schwer jemand finden ließ, der dort Pfarrer sein wollte. Und wer den Mut dazu hatte, verließ den Ort bald wieder. Der Gemeindegälteste Gä-u mit seiner Entschiedenheit in der Nachfolge und seinem dringenden Ruf zur Bekehrung stand allein. Er mußte viel Hohn und Spott über sich ergehen lassen. Man nannte ihn »Gä-u Ron-ronn« (den »brennenden Gä-u«). Was bekam er nicht alles zu hören: »Du willst wohl allein in den Himmel kom-

men!« – »Dir ist die Bibel in den Kopf gestiegen!« – »Du bist überspannt!«

Gä-u war weit und breit im Lande für seinen Herrn unterwegs. Von Zeit zu Zeit kehrte er dann wieder auf der Farm ein. Dort gaben inzwischen manche Christen ihm recht, und nachdem Jahre vergangen waren, luden sie ihn ein, er möchte sie doch in das Wort Gottes einführen. Wie gern war Gä-u dazu bereit!

Neues Leben auf der Farm

Dreimal in der Woche versammelte sich nun eine Gruppe unter Gottes Wort. Nur ganz wenige besaßen eine eigene Bibel, die sie mitbringen konnten. Gä-u scheute sich nicht, den Galaterbrief auszulegen. Aber er begann nicht mit dem ersten, sondern gleich mit dem fünften Kapitel, in dem »die Werke des Fleisches« aufgezählt werden. Und dann ging er zu 2. Timotheus 3 über. Dort ist von Menschen die Rede, »die viel von sich halten, geldgierig sind, ruhmredig, hoffärtig, Lästerer, den Eltern ungehorsam, undankbar, gottlos, lieblos, unversöhnlich, Verleumder, zuchtlos, wild, ungütig, Verräter, Frevler, aufgeblasen, die die Lüste mehr lieben als Gott«.

Der Geist Gottes begann, unter den Hörern zu wirken. Sie wurden von dem Wort zutiefst getroffen, das Gä-u in großer Schlichtheit und zugleich in großer Vollmacht ihnen sagte. Manche unterbrachen seine Rede und bekannten laut ihre Sünden. Die Freude der Vergebung in Jesus kehrte bei vielen ein. Sie gaben sofort andern davon Zeugnis. Nun mußte Gä-u jeden Abend kommen und das Wort Gottes auslegen. Viele kauften sich jetzt eine Bibel, um selber darin lesen zu können. Andere taten es, um Gä-u widerlegen zu können. Aber dazu verging ihnen bald die Lust; denn der Geist Gottes erfaßte auch ihr Herz und Gewissen. Die Wortverkündigung wurde immer wieder unterbrochen. Die Leute wandten sich an Gott und auch aneinander, bekannten ihre Schuld und baten um Vergebung.

Jahrelange Familienstreitigkeiten wurden beigelegt. Geldschulden wurden bezahlt, zu Unrecht angeeignetes Gut zurückgegeben. Auch schreckliche Geschichten von Mord und Mädchenhandel kamen ans Licht. Auf den Feldern sah man Leute niederknien, die nach Vergebung riefen und ihrer gewiß wurden. Eine nie gekannte Freude breitete sich in der Schar der Christen aus, und sie bezeugten einander, was der Herr an ihnen getan hatte. Versammlungen von vielen Stunden waren jetzt die Regel. Auch aus andern Gemeinden fanden sich Besucher ein. Viele trieb der Hunger nach dem lebendigen Wort Gottes, andere nur die Neugier. Aber auch solche wurden bekehrt und kehrten als Errettete heim. »Wir haben neues Leben von Gott empfangen!« Das war der Kerninhalt aller Zeugnisse. Damit ging man zu andern Christengemeinden und betete auch für diese um das Feuer der Erweckung.

Niemand verlachte und verspottete mehr den Ältesten Gä-u, weil sein Herz für Jesus und die Verlorenen brannte. Jedermann wußte, daß dieser schlichte Thai-Christ Gottes Werkzeug geworden war, durch das vielen das neue Leben geschenkt wurde. Auch wir Missionare konnten darüber nur staunen und Gott danken.

Erstaunliche Vollmacht

Ich persönlich durfte Gä-u sehr gut kennenlernen und in eine enge Bruderschaft und Zusammenarbeit mit ihm kommen. Wir bildeten ein Evangelisationsteam, zu dem u. a. auch der eifrige junge Lehrer Prasert gehörte. Gä-u hat eine besondere Gabe, mit Buddhisten über Jesus zu sprechen. Er hat es manchmal erlebt, daß sich Buddhisten zu Jesus bekehrten. In vielen bis dahin völlig buddhistischen Dörfern sind durch sein Zeugnis Christengruppen entstanden. Er wurde auch immer wieder von solchen Familien eingeladen, in denen es dämonisch gebundene Glieder gab. Wenn Gä-u über diesen vom Satan Versklavten betete und den Dämonen im Namen Jesu gebot, kam es zu herrlichen Befreiungen. Jesus erwies sich als Herr und Sieger.

Gä-u erlebte es auch nicht selten, daß da, wo er Kranken die Hände auflegte, der Herr eine völlige Heilung schenkte. Ein Beispiel sei berichtet: Nippon war ein Junge von 16 Jahren. Er lebte auf der Farm. Er war ein eifriger Zeuge des Heilandes. Plötzlich wurde er krank. Es wurde ein Gehirntumor festgestellt. Nippon lag tagelang bewußtlos, und der Arzt hatte schon fast alle Hoffnung für ihn aufgegeben. Schließlich sollte noch ein Versuch mit der Behandlung in einem Spezialkrankenhaus in Bangkok gemacht werden. Doch kurz vor der Abreise sagte Gä-u auf einmal: »Wir wollen über Nippon beten. Der Herr wird ihn gesund machen.« Nach dem Gebet gab der Junge durch Zeichen zu erkennen, daß er etwas zu essen und zu trinken haben möchte. Das hatte er schon lange nicht mehr getan. Nach zwei Untersuchungen in Bangkok stellen die Ärzte fest, daß er von seinem Tumor geheilt sei. Heute ist Nippon Lehrer an einer Schule und ein fröhlicher Zeuge für seinen Herrn.

Gä-u hat oft einen erstaunlichen geistlichen Durchblick in schwierigen Situationen. Er vermag Menschen und Verhältnisse zu durchschauen und richtig zu beurteilen. Als ich einmal mit ihm in der Nachbarprovinz Prä zu einer Evangelisation unterwegs war, wurden wir zu einer 71jährigen Frau gerufen, die halbseitig gelähmt war. Man sagte uns, sie sei die Mutter der christlichen Gemeinde und habe viel zu deren Wachstum beigetragen.

Wir fanden die Frau in ihrem Haus auf einer Matte liegen. Wir hatten uns kaum gesetzt, da fing sie an, alle andern zu tadeln und herunterzusetzen. Sie würde nur schlecht behandelt. Da beugte sich Gä-u über sie und sagte ernst und eindringlich: »Du stehst ganz dicht vor den Toren der Ewigkeit. Ordne dein Leben, ehe es zu spät ist!« Mit einem Schlag hörte die Frau auf, über andere zu schimpfen und ihre eigenen Vorzüge und Verdienste zu rühmen. Sie kam mit schlimmen Sünden ans Licht. Sie war früher Hebamme gewesen und hatte auf Wunsch von Müttern viele Kinder gleich bei der Geburt getötet. Sie suchte und fand Vergebung und ist bald darauf im Frieden heimgegangen zu ihrem Herrn.

Der fröhliche Jünger Gä-u lebt ein Leben der völligen Hingabe

an den Herrn. Man spürt ihm ab, daß er auch in den kleinen Dingen des Alltags die Leitung des Heiligen Geistes sucht und erfährt. Seine Wortverkündigung ist sehr bildhaft. Zu denen, die gern andere kritisieren, sagt er: »Ihr seid wie Leute, die einen Topf umarmen. Ihr werdet davon selber schwarz.« (In Thailand sind alle Töpfe rußig, weil sie auf offenem Feuer stehen.) Christen mit einem geteilten Herzen vergleicht er mit einer »gallenbitteren Frucht, die mit Zuckerwasser bestrichen ist«.

Ich selber bekenne dankbar, daß ich durch den Umgang und die Zusammenarbeit mit diesem schlichten, aber bevollmächtigten Jünger Jesu reich gesegnet worden bin. Durch ihn ist mir das Geheimnis eines fruchtbaren Lebens in der Nachfolge Jesu viel klarer geworden.

Otto Klippel
Marburger Mission

»HABT IHR EUERN JESUS SCHON MAL GEFSEHEN?«

Begegnungen mit dem Herrn im buddhistischen Thailand

Das Mädchen schrie vor Schmerzen

Das Quietschen der Autoreifen und lautes, anhaltendes Hupen schrecken mich hoch, als wir mit rasender Geschwindigkeit um die nächste Kurve schießen. Ob ich mich jemals an den wilden Fahrstil der Thai gewöhnen werde? Zu meinem Entsetzen nimmt nun der Fahrer auch noch die Hände vom Steuer.

Was ist passiert? Ein Blick aus dem Fenster erklärt alles. Wir sind anscheinend an der höchsten Stelle der Bergstraße angelangt, wo eine große Buddhastatue errichtet worden ist. Fahrer und Fahrgäste erheben die zusammengelegten Handflächen zur Anbetung und erhoffen so Bewahrung auf der Weiterfahrt.

Später treffen wir eine Gruppe Dorfbewohner in lebhafter Diskussion vor dem Haus eines Christen an. »Hör' doch bloß auf, von eurem Jesus zu reden!« ruft ein Mann. »Was habt ihr denn schon aufzuweisen? Ihr könnt euren Gott ja doch nicht sehen. Wir haben unsere Buddhastatuen, zu denen wir beten. Da hat man wenigstens etwas vor Augen. Oder habt ihr euren Jesus vielleicht schon mal gesehen?« Einige lachen und stellen sich hinter den Wortführer.

Langsam steht Herr Ang auf: »Ja, ich will dir sagen, wo ich Jesus gesehen habe. Hier, ihr kennt doch alle meine Tochter.« Damit ruft er ein junges Mädchen in den Kreis. »Letzte Woche wurde sie nachts von einem Skorpion gestochen, und ihr wißt ja, was das bedeutet. Sie schrie vor Schmerzen. Ich konnte ihr einfach nicht helfen. Aber Gottes Wort sagt, daß wir über den Kranken beten sollen. Das tat ich, und in derselben Minute wurde sie gesund. Das nenne ich ›Jesus gesehen haben‹. Wir haben unseren Gott nicht als Steinfigur im Tempel stehen oder auf einem Wandbald im Haus. Unser Gott lebt in unseren Herzen und kann uns darum immer helfen.«

Keiner lacht mehr. Einer nach dem anderen löst sich aus der Gruppe und geht nachdenklich seines Weges.

»Wir wollen gern Jesus sehen!« Immer wieder begegnet uns dieser Ausruf. Doch nur der, der ein Auge für Gottes Wirken im Leben des einzelnen hat, wird Zeuge von Gottes Gegenwart.

Zehn Enteneier – das größte Geschenk

In einer braunen Papiertüte überreichten Khan und seine Frau Wai uns zehn Enteneier. Ich kann nicht sagen, daß ich eine besondere Vorliebe für thailändische Enteneier habe. Sie schmecken meistens stark nach Fisch. Doch ein solches Geschenk erschien mir in diesem Augenblick als das größte, das wir je erhalten haben. Wie kam es dazu?

Vor etwa zehn Jahren, so hatte mir eine Mitarbeiterin erzählt, fand sich ein Mann auf unserer Missionsstation ein, der schwer leprakrank war. Er erhielt medizinische Hilfe, und schon nach wenigen Monaten trat eine sichtbare Besserung ein. Während dieser Zeit begann er, dem Herrn Jesus nachzufolgen. Als einer, der im Leben viel Schweres erlitten hatte, entdeckte er in besonderer Weise die Liebe Gottes.

Schließlich heiratete er ein blindes Mädchen. Das war ein Entschluß, der viel Kopfschütteln hervorrief. Ein leprakranker Mann, dessen Hände verstümmelt sind, ist in Thailand meistens darauf angewiesen, seinen Lebensunterhalt durch Betteln zu verdienen. Wie sollte Khan nun auch noch eine Familie ernähren? Doch er und seine Frau schafften es. Sie brachten es sogar fertig, trotz ihrer dürftigen Lebensweise jeden Monat den zehnten Teil der geringen Einnahmen für Gott zurückzulegen. Davon kauften sie nach einigen Jahren einen einfachen Kassettenrekorder, um in ihrer freien Zeit den Nachbarn und Vorübergehenden christliche Lieder und Predigten vorzuspielen. Auf diese Weise legten sie ein wirksames Zeugnis für Christus ab.

Nach langem Sparen war es ihnen möglich, 28 Enten zu kaufen.

Das war ein ganz großes Ereignis. Von dem Erlös der Enteneier sollte die wachsende Familie mit unterhalten werden. Die Eier in ihrem eigenen Haushalt zu verwenden, das konnten sie sich noch nicht leisten.

Nun besuchten wir sie eines Tages in ihrer brüchigen Hütte, weit draußen in einem entlegenen Dorf. Als wir wieder aufbrechen wollten, rief Wai ihren ältesten Sohn, der eine Papiertüte holte. In diese legte sie zehn kostbare Eier, um sie uns mitzugeben.

Was kann man in solch einem Augenblick sagen? Wir fühlten, daß die Frau das Geschenk mit aufrichtigem Herzen gab, um zu zeigen, wieviel ihr die Liebe Gottes und die Gemeinschaft mit seinen Kindern bedeutete. Die Enteneier, von denen wir schließlich zwei annahmen, schienen mir einen unermesslichen Wert zu bekommen. Ich wurde an die Witwe erinnert, die zu Jesu Zeiten ihr letztes Scherflein in den Opferkasten steckte und auf diese Weise ihre Liebe zu Gott zum Ausdruck brachte. Mit dem unvergeßlichen Zeugnis im Herzen, Jesus begegnet zu sein, fuhren wir auf unsere Station zurück.

Stille Zeit mit Lautsprechern

Eine Frau bittet schüchtern um eine Unterredung mit dem Missionar: »Bitte, helfen Sie uns! Wir haben ein großes Problem. Mein Mann hält jeden Morgen stille Zeit.« »Ja, das ist doch sehr gut«, antwortet der Missionar. »Haben wir das nicht gerade heute morgen in der Wortverkündigung gehört, daß die persönliche Zeit mit Gott im Gebet und Bibellesen so wichtig ist?« »Aber mein Mann fängt immer schon um 3 Uhr morgens an. Das ganze Dorf kann es hören, und alle beschwerten sich.« »Wie bitte? Ich verstehe nicht recht. Das ganze Dorf kann es hören?« fragt der verdutzte Missionar. »Ja, er benutzt doch seine Lautsprecher dazu. Bitte, Sie müssen mit ihm sprechen.«

So kam es dann heraus, daß Onkel Bläk große Lautsprecher an seinem Haus angebracht hatte und in den frühen Morgenstunden

die ganze Nachbarschaft mit Liedern, Bibelworten und Gebeten zu missionieren versuchte.

Als einer der reichsten Männer im Dorf hatte Onkel Bläk früher großen Einfluß im Tempel gehabt. Regelmäßig hatte er dort Gebete zu Buddha in die Lautsprecher gesungen. Warum sollte er nun nicht auch seine Gebete zu dem lebendigen Gott auf diese Weise ertönen lassen? Er war nur schwer zu überzeugen, daß es so nicht ging.

Ich entsinne mich noch gut an den Tag, als Onkel Bläk mit dem Bürgermeister seines Dorfes und einem Zauberdoktor zu uns kam und sagte: »Wir wollen alle Christen werden. Unser ganzes Dorf! Kommt und erzählt uns mehr von Gottes Macht!« Wir waren erstaunt und ein wenig skeptisch. Es stellte sich dann heraus, daß Onkel Bläks Sohn bei einem Verkehrsunfall schwer verletzt worden und in das Krankenhaus der Überseeischen Missions-Gemeinschaft gebracht worden war. Menschlich gesehen bestand kaum Hoffnung für ihn. Aber ein Missionsarzt betete mit Einwilligung der Eltern über dem Jungen, und er kam mit Gottes Hilfe durch.

Die Nachricht verbreitete sich damals wie ein Lauffeuer im Dorf, und so kam es dann, daß die genannten drei Männer eines Tages vor unserer Tür standen. »Wir möchten auch diese Macht haben, Menschen gesund zu machen«, sagte der Zauberdoktor. Er war recht ungehalten, als er erfuhr, worum es im Glauben an Jesus wirklich geht. Zu einer wirklichen Übergabe seines Lebens an den Herrn war er nicht bereit. Onkel Bläk war der einzige, der ganze Sache machte. Es kamen Zeiten des Fallens für ihn, aber auch des Wiederaufstehens und des inneren Wachstums. Es waren die Jahre, in denen er lernen mußte, mit der Vergangenheit zu brechen, die so sehr mit dem Tempelleben verkettet gewesen war. Heute ist er ein eifriger – manchmal vielleicht zu eifriger? – Zeuge Jesu, durch den mancher schon den Weg zu einem befreiten Leben fand.

Mehr denn je ist es uns Missionaren ein großes Anliegen, die Christen zur Unabhängigkeit von ausländischer Hilfe zu erzie-

hen. Daher war es für uns eine besondere Freude, als Onkel Bläk unaufgefordert bat, mit seinem Geld arme Familien in der Gemeinde unterstützen zu dürfen.

Obwohl die Gemeinde Gottes in Thailand noch klein ist, so ist sie doch ein lebendiges Zeugnis von der Gegenwart Jesu. Man kann tatsächlich in ihr »Jesus sehen«.

Christel Meyer
Weltweiter Evangelisations-Kreuzzug

ES BLEIBT BEIM AUFTRAG: EVANGELISATION UND GEMEINDEAUFBAU!

Neubeginn in Bangladesh

Ein Einladebrief vom Gesundheitsminister

Seit dem 26. März 1971 gibt es den selbständigen Staat Bangladesh. Auf einer Fläche, welche die des Landes Bayern nicht überschreitet, drängt sich eine Bevölkerung von 75 Millionen zusammen. Bangladesh ist eines der ärmsten Länder der Erde. Immer wieder richten Flutkatastrophen unermesslichen Schaden an Menschenleben und an Boden und Ernte an. Gott hat den Blick der Liebenzeller Mission in den letzten Jahren nach Bangladesh als einem neuen Arbeitsfeld gerichtet. Es begann mit einem Einladeschreiben des Gesundheitsministers, in dem unsere Mission um Fachkräfte zur Mithilfe in einem staatlichen Krankenhaus in der Hauptstadt Dacca gebeten wurde.

Der für Einreisevisa verantwortliche Abteilungsleiter im Innenministerium machte uns aber gleich darauf aufmerksam, daß zu den schon im Lande bestehenden Kirchen und Missionen keine neuen erwünscht seien. Die Zahl der Missionare solle möglichst nicht mehr wachsen. Medizinische Fachkräfte und Sozialarbeiter dagegen seien immer willkommen. Man gab uns den Rat, für den Bau einer Klinik auf dem Lande Geld zu investieren. Die in dieser Art von sozialer Krankenarbeit Tätigen würden ohne weiteres das Einreisevisum bekommen.

Schwerpunkt: soziale Krankenarbeit?

Damit waren wir vor eine wichtige Entscheidung gestellt. Sollten wir uns auf den Sektor der sozialen Krankenarbeit begeben und die Einschränkungen für den Dienst der Evangelisation und des Gemeindeaufbaus in Kauf nehmen? Nach der Prägung und

Führung der Liebenzeller Mission konnten wir auf die letztere Aufgabe nicht verzichten. Sie war aber völlig ausgeschlossen, wenn wir nicht mit einem bereits bestehenden Kirchen- und Gemeindeverband zusammenarbeiten würden.

Ein Verschließen der Augen vor all der uns umgebenden Not kam dabei auf keinen Fall in Frage. Wenn man die Kinder und Frauen sieht, wie sie zusammen mit Hunden, Kühen und Krähen in den Abfallhaufen am Straßenrand nach etwas Eßbarem suchen, dann krampft sich einem das Herz zusammen. Oder ich denke an jenen Mann, der an einem Sonntagnachmittag ganz in der Nähe unseres Hoftores auf der Straße liegt. Er ist in der Hitze vor Hunger und Durst ohnmächtig geworden. Ein Stück guten selbstgebackenen Schwarzbrot, zwei Bananen und ein Glas Wasser lassen die Lebensgeister wiederkehren. Bald kann der Mann in eigener Kraft seinen Weg fortsetzen.

Wie alle solche Hilfe nur ein Tropfen auf einen heißen Stein ist, erlebten wir Weihnachten 1974. Wir hatten einige Saris gekauft und sie zusammen mit einer Tüte Zwieback und einem Büchlein über das Leben Jesu verpackt. Dann fuhren wir mit dem Auto durch die Hauptstadt. Wo wir Frauen in zerlumpten Saris sahen, hielten wir an und gaben ein oder mehrere Päckchen zum Fenster hinaus. Im Rückspiegel sahen wir dann, wie andere herzusprangen und sich um solch ein Weihnachtspaket stritten und rauf-ten.

Angesichts des riesigen, unvorstellbaren Elends war der Gedanke nicht einfach abwegig: Legen wir doch den Schwerpunkt in unserer neu beginnenden Arbeit auf sozial-medizinische Aktivitäten! Dann können wir Pakete und Päckchen, später auch größere Güter, ja ganze Autos zollfrei einführen. Dann brauchen wir nicht immer wieder zu bangen, ob unsere Aufenthaltsgenehmigung verlängert wird oder nicht. Schafft es nicht Befriedigung, wenn man sagen kann: Wir haben etwas ganz Konkretes für die Ärmsten der Armen getan?

Ja, dieser Weg wäre wohl der leichtere gewesen. Aber was wäre dann aus unserer Berufung und unserem Auftrag geworden, den

Menschen das Evangelium von der Gnade und Rettung für Sünder zu bringen? Konnten und durften wir damit hinter dem Berg halten?

Die Möglichkeit zur Pioniermission

Monate des Fragens und der Ungewißheit gingen dahin. Dann aber zeigte sich aufgrund von mannigfachen Begegnungen und Gesprächen immer klarer der Weg, den wir gehen sollten. Der größte Kirchenverband des Landes, die Baptisten-Union von Bangladesh (BUB) bot uns die Möglichkeit der Zusammenarbeit an. Damit würde sich die Tür zur Wortverkündigung mit dem Ziel der Gemeindegründung auftun. Eine solche Pionierarbeit in noch vom Evangelium unerreichten Gebieten mußte sich verbinden mit der Anlage von Krankenstationen.

In der Praxis sieht das Zusammengehen mit der BUB folgendermaßen aus: Die Baptisten-Union, die seit langem in Bangladesh heimisch, tätig und staatlich anerkannt ist, beantragt für uns »Neue« von Liebenzell die Einreisevisa, nachdem sie vorher eine offizielle Einladung an uns ausgesprochen hat. Unsere Missionare besuchen ein Jahr lang die Sprachschule und arbeiten ein weiteres Jahr zur Vertiefung der Ausdrucksfähigkeit in der fremden Sprache zusammen mit einem älteren Missionar oder einheimischen Pastor in einer Gemeinde. Nach dieser Zeit wird ihnen eine eigene verantwortliche Aufgabe zugeteilt. Unser Feldleiter nimmt an allen Sitzungen der Leitungsgremien der BUB teil und hilft so durch Rat und Tat.

So Gott will und wir leben, heißt unsere erste eigene Missions- und Krankenstation »Shantikuti« (zu Deutsch: »Friedenshort«). Die Besetzung ist für November 1976 vorgesehen. Außer fünf größeren Flüssen (darunter Ganges und Brahmaputra) gibt es in Bangladesh noch viele kleinere und viele Kanäle. Der größte Teil des Handels- und Reiseverkehrs spielt sich auf den ca. 9000 km langen Wasserstraßen ab. Auch Shantikuti ist nur mit einem Boot zu erreichen.

Dieser Ort unserer geplanten Station ist das Tor zu den Christengruppen, die im Barisal-Faridpur-Distrikt im Entstehen sind. Unter den dort wohnenden Hindus ist ein Hunger nach dem Wort Gottes und eine Sehnsucht nach dem veränderten, wahren Leben entstanden.

Innerlich angesprochen oder auch schon »erweckt« sind manche, den klaren Schritt zur Bekehrung haben erst einzelne getan. Unter ihnen sind Laienevangelisten tätig.

Ein Bittschreiben von 40 Seiten

Alle Unterzeichner wissen noch nicht genau, was sie tun und begehren, wenn sie Bittbriefe zu uns nach Dacca senden, in denen um Unterweisung im Worte Gottes oder um Taufunterricht gebeten wird. Aber ein Sehnen und Verlangen in den Herzen ist wirklich erwacht. Ein solches Bittschreiben umfaßte 40 Seiten und enthielt die Namen und Unterschriften von 680 Familienoberhäuptern, die wiederum über 4000 Familienangehörige vertraten. Darin war zu lesen: »Wir, 4000 Einwohner im Faridpur-Distrikt, sind nach gründlicher Überlegung zu dem einstimmigen Beschluß gekommen, Jesus Christus als Herrn und Heiland anzunehmen. Wir erstreben dadurch keinerlei irdischen Gewinn. Es ist unsere ernstliche Bitte an Euch, so bald wie möglich die nötigen Schritte zu unternehmen, damit wir, die Unterzeichneten, Christen werden können.«

Unvergeßlich ist es uns geblieben, wie zum Dienst unter ihren Landsleuten abgesandte Laienevangelisten und einige andere Brüder unsere Füße umklammerten und wieder und wieder unter Tränen baten: »Wir sind schwach. Die Arbeit ist groß und schwer. Bitte, betet für uns!«

Hindus und Mohammedaner bekehren sich

Die ersten Getauften müssen schon ihren Anteil an der Schmach

Christi tragen. Als in dem Dorf Shadbar Herr Horiboto Christ wurde, hat ihn sein reicher Vater enterbt. Um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, mußte er mit seinen 45 Jahren ganz niedrige Tagelöhnerarbeit aufnehmen. Wir sahen es an seinem abgearbeiteten und abgezehrten Körper, wie schwer er es hat. Durch ein Glaubensgespräch und durch Gebetsgemeinschaft wurde er gestärkt.

In einem andern Dorf wurden ein früherer Hindupriester und seine Frau Christen. Die Ortsgemeinde war außer sich. Nun hatten die Leute in einer Anzahl von Dörfern niemanden mehr, der sie bei der Anbetung vor den Götzen leiten konnte. Nur mit Mühe konnte die wütende Menge davon abgehalten werden, das Haus der »Abtrünnigen« anzuzünden. Wir fanden den Platz, wo vorher der heilige Tulshibaum samt Opferhütte stand, eingeebnet. Ein schlichtes Holzkreuz war aufgestellt, das die Inschrift trug: »Für den Herrn Jesus!«

Besuche auf Booten in der geschilderten Gegend haben uns gezeigt, daß hier ein Feld reif wird zur Ernte. Viel, viel Arbeit ist zu tun. Darum freuen wir uns, wenn die Zeit der flüchtigen Besuche abgelöst wird von dem Bleiben unserer Missionare auf einer ständigen Station. Dann wollen wir den Menschen an ihrer Seele und auch an ihrem Leibe wohltun im Namen und in der Liebe Jesu.

Im Faridpur-Barisal-Distrikt sind es vor allem Hindus, die auf die Boten des Evangeliums warten. Sie stellen mit 12 % eine Minderheit in dem überwiegend islamischen Land dar. Aber auch Mohammedaner wagen es, auf die Seite Jesu zu treten. Andrew hat es getan. Da Bangladesh verfassungsmäßig kein islamischer, sondern ein säkularer Staat ist, ist das christliche Zeugnis nicht verboten. Doch an Drohungen und Einschüchterungsversuchen für den eifrigen Zeugen Jesu Andrew fehlt es nicht.

Frühere Freunde, fanatische Mohammedaner, wollten ihm seinen »Verrat« heimzahlen. Als er aus einem Bus ausstieg, wurde er in eine dunkle Bambushütte gezerrt und dort fast totgeschla-

gen. Ich besuchte ihn im Krankenhaus. Von Kopf bis Fuß war der ganze Körper rot und blau angelaufen. Alle Glieder schmerzten, und der Kopf war dick verbunden. Über die geschwellenen Lippen aber kamen die Worte: »Äußerlich konnten mich meine damaligen Freunde verwunden, innerlich nicht. Ich liebe sie trotzdem!«

Albert Rechkemmer
Liebenzeller Mission

»AUGENLICHT AUF RÄDERN«

Kampf gegen die Blindheit in indischen Dörfern

Ein Tempel als Augenzazarett

Die Zahl der Blinden in Indien wird auf mehr als fünf Millionen geschätzt. Grauer Star ist die Hauptursache aller Blindheit. Vor allem in solchen Fällen ist Heilung möglich. Aber nur in den Städten arbeiten Augenärzte. 80% aller Inder leben jedoch auf dem Lande. Sie haben keine Krankenversicherung, und ihr Jahreseinkommen übersteigt 200 DM fast nie. Für die 550 Millionen Inder stehen im ganzen Land nur 7000 Krankenhausbetten für Augenranke zur Verfügung. Gegen eine solch katastrophale Lage kämpfen neue Aktionen mutig an, so z. B. das von der Christoffel-Blindenmission Bensheim (CBM) ins Leben gerufene Hilfsprogramm »Augenlicht auf Rädern«.

Bis in kleine abgelegene Dörfer stoßen die fahrbahren CBM-Augenzospitäler, Augencamps genannt, vor. Wir wollen eins davon begleiten, das in einen Sikh-Tempel eingeladen worden ist. (Die Sikh sind Anhänger einer indischen Religionsgemeinschaft, die eine Art Vereinigung von Islam und Hinduismus darstellt. Sie leben meist im Bundesstaat Punjab und zählen etwa sieben Millionen Anhänger.)

Das Augencamp ist auf dem Tempelgelände eingetroffen. Der Hauptbetrieb spielt sich außerhalb der Gebäude im Freien ab. Alles geschieht für die Patienten kostenlos. Am Eingang wird jeder Kranke registriert und erhält eine Karte mit seinem Namen, auf der das Durchlaufen der nachfolgenden Untersuchungsstationen notiert wird. Ein »Vorkommando«, bestehend aus Arzt, Schwester und Optiker, untersucht die Patienten mit Taschenlampe und Augenspiegel, um festzustellen, wer durch grauen Star erblindet ist. Tagesleistung: bis zu 500 Patienten! Unter ihnen sind auch zahlreiche Aussätzige, die als Folge ihrer Krankheit das Augenlicht eingebüßt haben und es hier wiederzuerlangen suchen.

Obgleich die meisten Patienten blind oder fast blind sind, ihr ganzes Leben auf dem Lande verbracht und meist nicht lesen gelernt haben, entsteht kein Durcheinander. Anmutige Hilfschwwestern führen rasch und geduldig jeden der Wartenden von einer Vorbereitungsschlange zur nächsten Station. So geht es den ganzen Tag über in einer nicht endenwollenden Reihenfolge von kranken Augen: Augen, die von Geburt an blind sind; Kinderaugen, umnachtet durch Unterernährung und Vitaminmangel; Augen von armen Landarbeitern, die durch einen trockenen Ast oder durch ein ausgerutschtes Werkzeug verletzt worden sind. Alle diese Augen blicken nach oben, bittend, erwartungsvoll, hoffend.

Endlich geht der Aufnahmetag zu Ende. Am Abend steht fest, daß morgen über 100 Staroperationen auszuführen sind. Dabei ist dies nur ein kleines Augencamp. (In andern, größeren gibt es »Rekorde« bis zu 700 Operationen täglich.) Die Patienten sind in den Sälen der Tempelanlage auf Strohmatten untergebracht. Betten oder Kissen gibt es nicht, aber die Armen kennen dies auch zu Hause nicht, wo sie wie hier in ihrer Tageskleidung auf einer dünnen Bastmatte auf dem Boden zu schlafen gewohnt sind.

Alles geht unglaublich schnell

Vor Tagesanbruch werden die Instrumente sterilisiert und die sterile Operationskleidung vorbereitet. Dann beginnen die Operationen. Helfer führen die Patienten zum Operationssaal. An dessen Eingang sitzt eine Krankenschwester, die den Patienten als Vorbereitung eine Novocaininjektion gibt. An der Tür zum Saal, in dem vier tragbare Blechtische nebeneinander stehen, übernehmen Pfleger mit Gesichtsmasken den Kranken und legen ihn auf den Operationstisch. Je nach Arbeitstempo bedient ein Arzt zwei oder drei Tische. Ein erfahrener Arzt operiert z. B. gerade am ersten Tisch, auf dem zweiten wird ein Patient von einer Schwester getropft und mit dem Lochtuch belegt, auf dem dritten liegt ein schon fertig Operierter, der seinen Verband erhält

und auf einer Trage hinausgebracht wird. Alles spielt sich unglaublich schnell ab. Es ist eine Arbeit am laufenden Band, von den Trägern im Laufschrift bewältigt. Kaum ist ein Patient draußen, so liegt schon der nächste auf diesem Operationstisch. Jedem Arzt assistiert eine Schwester, eine andere reicht die Instrumente, eine Hilfsperson leuchtet mit einer großen Stablampe.

Als Operationstechnik ist der Graeffe-Messerschnitt üblich. Die Linse wird mit einer Kapselpinzette entfernt. Danach wird eine Naht gelegt, Penicillin gegeben, dann der Verband. Fertig! – Der nächste bitte! Unsere indischen Ärzte vollbringen erstaunliche Leistungen. Es ist keine Seltenheit, daß ein Arzt ohne Pause zehn oder gar zwölf Stunden im Stehen arbeitet und etwa hundert Staroperationen ausführt.

Ärzte, Schwestern und Pfleger tun ihren Dienst unter den schwierigen und rückständigen Verhältnissen, die in den indischen Dörfern herrschen. Man sieht Freude auf den Gesichtern der Pfleger, die kostenlos und freiwillig zwölf Stunden lang im Laufschrift ihre Tragen schleppen. Freude zeigt sich auf den Gesichtern der abends todmüden Ärzte, die freiwillig ihr Wochenende opferten und dies im nächsten Augenlager wieder tun werden.

»So bekam ich Licht«

Im Augencamp geht es eilig zu. Es soll ja vielen geholfen werden. Aber es handelt sich um keine »Massenabfertigung«. Der einzelne steht im Blickfeld der Liebe, die ihm zum leiblichen, aber auch zum geistlichen Sehen helfen will. Hören wir den Bericht eines dankbaren geheilten Mannes:

»Ich heiße Ramaswamy und lebe in einem kleinen Dorf in Südindien. Schon seit Jahren bin ich blind. Am Leben meiner Familie kann ich nicht mehr teilnehmen. Einsam sitze ich vor meiner Hütte, an den Häuserwänden entlang tastend suche ich den alten

Weg in die Felder. Immer wieder zieht es mich hinaus, obwohl ich weiß, daß meine Augen die Garben nicht mehr sehen werden. Doch meine Hände sollen sie wenigstens fühlen. Ich bin verurteilt, in immerwährender Finsternis zu leben.

Es ist November. Da dringt die Nachricht ins Dorf: ›Ein fahrbares CBM-Augenhospital kommt!‹ Neue Hoffnung für meine toten Augen – oder nur eine Illusion, die schon bald wie eine Seifenblase zerplatzen wird? Zunächst winke ich müde ab, doch meine Enkelin Sigappy läßt mir keine Ruhe. Sie führt mich ins Nachbardorf. Nun erwacht Vertrauen, und ich lasse mich operieren. Der entscheidende Augenblick kommt, wo der Verband abgenommen wird. Doch ich sehe – nichts! Ich bin tief enttäuscht. Aber schnell tröstet mich der Arzt: ›Warte, bis du die Brille bekommst!‹ Und wirklich – ich sehe! Ich kann dieses Wunder noch nicht fassen. Meine Freude ist grenzenlos. Nicht genug kann ich dem Doktor für meine Heilung danken. Doch er sagt nur: ›Nicht mir mußt du danken. Danke dem Herrn Jesus Christus! Bald ist Weihnachten, und da feiern wir das große Geschenk, daß der Sohn Gottes auf die Erde kam, um der Menschheit Heiland und Retter zu werden. Danke ihm, daß er dir zum Christfest neues Augenlicht geschenkt hat!‹

Ich freue mich schon jetzt darauf, mit den Christen Weihnachten zu feiern. Habe ich doch am eigenen Leibe Jesu Erbarmen erfahren. Aus dem finsternen Kerker meiner Verlorenheit befreit, werde ich mit klaren Augen, ja mehr noch: mit einem hell gewordenen Herzen die Geburt meines Heilandes feiern – weil er mir neues Leben schenkte – ein Leben im Licht!«

Zweifach sehend geworden!

Die Mitarbeiter in den Augencamps tun alles, was in ihren Kräften steht, damit Blinde wieder leiblich sehen können. Aber sie wissen, daß noch eine andere Blindheit geheilt werden muß: die des Herzens, das ohne Kenntnis der Liebe Gottes, ohne Gewißheit der Vergebung der Sünden und des ewigen Lebens ist. An

den Einsätzen der fahrbaren Augenkliniken sind auch einheimische Evangelisten beteiligt. Der in Nordindien tätige Pastor Abraham berichtet davon, wie er zahlreichen Patienten in eingehenden Gesprächen von Jesus Christus, dem Freund der Blinden, Armen, Kranken und Sünder erzählen kann. An die Angehörigen, die oft die Patienten begleiten, werden Missionsschriften, Bibeln und Bibelteile in großen Mengen verschenkt. Es sind meist Leute, die noch nie zuvor in ihrem Leben etwas von Jesus gehört haben. Dankbar und mit vollem Recht stellt Pastor Abraham fest: »Der mobile medizinische Dienst bringt uns in Kontakt mit Menschen, die wir sonst nie mit dem Wort Gottes erreichen würden.«

Welch ein schönes Bild: Ein von seiner Blindheit Geheilte kehrt nach Hause zurück! Unter seinem Arm steckt ein Neues Testament in seiner heimatlichen Sprache. Die Dorfgenossen sollen auch von dem Heiland der Kranken und Sünder erfahren, in dessen Namen die Mitarbeiter der CBM ihm begegnet sind und geholfen haben. Das Allerschönste aber ist, wenn jemand, dem das Augenlicht zuteil wurde und der zugleich zum Glauben an Jesus gefunden hat, froh bezeugt: »Ich bin zweifach sehend geworden!«

Arno Pagel

zusammengestellt anhand von Berichten der
Christoffel-Blindenmission Bensheim

»HERR, ICH GEBE SIE IN DEINE OBHUT«

Kinder-, Mädchen- und Frauenarbeit in Pakistan

Große, dunkle Augen schauen auf Samina

»Steigen Sie bitte ein!« Ich bin gerade auf dem Weg zu Samina Y. Es ist heiß, 40 Grad im Schatten. Rechts und links der Straße stehen großartige Bungalows, sieht man Bäume, Sträucher und gepflegte Gärten. Hier wohnen die gutgestellten Pakistaner. Das Summen der Klimaanlage dringt bis auf die Straße. Zwei Minuten später parken wir das Auto vor solch einem Haus und gehen eine schmale Gasse entlang. Es stinkt, Abfall liegt herum. Kinder, oft nur mit einem Hemd bekleidet, spielen hier trotz der großen Hitze. Am Ende der Gasse beginnt die große Siedlung der Lehmhäuser. Schwerlich erkennt man, wo ein Haus anfängt und wo es aufhört. Hier haben sich die einfachen Leute ihr »Heim« geschaffen. Es besteht aus einem Zimmer und einem Hof. Viele Menschen wohnen auf wenigen Quadratmetern. Zu dieser Gruppe gehören zum größten Teil unsere Christen. Klimaanlage surren hier nicht, nur ganz vereinzelt Ventilatoren. – Und doch – man ist hier nicht unzufrieden.

Saminas Geschwister kommen uns entgegengelaufen. Die Kartoffelschalen, die im Hof liegen, werden schnell zusammengefeigt. Das Bett, das hochkant in der Ecke steht, wird zu uns herübergetragen und das bestickte Bettuch darübergebreitet. Wir nehmen Platz. Kleine und große Kinder, deren Gesichter vom Schweiß glänzen, umringen uns. Samina und Alwina breiten im Nachbarhof die Strohmatten aus. Liedblätter, Flanelltafel und die Bilder für die biblische Geschichte liegen bereit. Beim ersten Lied strömen die Kinder herbei, bald sitzen 50 dichtgedrängt und hören gespannt zu. Viele große, dunkle Augen schauen auf Samina. Die meisten dieser Kinder gehen nicht zur Schule.

»Manzur, Manzur, geh und kaufe etwas Öl!« Alle Köpfe drehen sich um. Eine Mutter ruft vom Dach ihres Hauses. Der Junge

steht auf, angelt seine Schuhe aus dem Haufen bei der Tür und verschwindet. Die erst zweijährige Shirin merkt, daß ihr Bruder nicht mehr da ist. Sie schreit laut los. Ihre ältere Schwester bringt sie nach Hause. Samina hat es heute wirklich schwer, die Aufmerksamkeit der Kinder zu gewinnen. Immer wieder gibt es Unterbrechungen. Doch jetzt sind wieder alle dabei. Plötzlich erhebt sich die Büffelkuh in der Ecke und entleert sich. Das Geräusch ist nicht zu überhören. Alle Köpfe gehen in ihre Richtung.

»Ihr habt hier nichts zu suchen!«

Heimlich haben sich auch einige Kinder von Moslems herangewagt. Sie hören gespannt zu. Die Bilder haben es ihnen angetan. »Oh«, denke ich, »hoffentlich läßt man sie in Ruhe.« Aber schon höre ich eine Stimme: »Ihr habt hier nichts zu suchen, macht, daß ihr fortkommt!« Eine Mutter ruft es, die mit ihrem Baby im Schoß zwischen den Kindern sitzt. Die kleinen Moslems, die nie etwas von Jesus Christus gehört haben, werden lieblos fortgejagt. Es ist so traurig, daß viele Christen – meistens sind es nur Namenchristen – meinen, die Botschaft der Bibel wäre nur für sie da. Welch ein Irrtum! Zum Glück gibt es aber auch solche, die gerade den Moslems die Botschaft von Jesus bringen.

Die Kinderarbeit ist nicht leicht, aber sie bietet doch große Möglichkeiten. Diese möchten wir ausnutzen. Mädchen und Jungen der Gemeinde haben trotz der schwierigen Verhältnisse in ihren Siedlungen mit Kinderstunden begonnen. Immer wieder staune ich über die Begeisterung, mit der sie zu der wöchentlichen Vorbereitung kommen. Das mag zum Teil daran liegen, daß wir dabei eine gemischte Gruppe sind. Bisher ist es in Pakistan noch nicht üblich, daß sich Mädchen und Jungen gemeinsam in einer Gruppe treffen. Auch wir haben sonst getrennte Kreise.

Warum weint Zarina?

Mädchen werden immer noch vom Vater oder einem der Brüder zur Schule begleitet und auch abgeholt. Dieser Umstand erschwert auch eine intensive Mädchenarbeit.

Es ist Sonntagnachmittag. Die Mädchen kommen in kleinen Gruppen oder werden von ihren Brüdern begleitet. Die ersten gehen gerade durch das Tor in den Hof der Gemeinde. Sie tragen pakistanische Kleidung: farbenfrohe Pluderhosen (Schalwar) mit gleichfarbenen dünnen Schals (Dopatta) und buntbedruckte Kleider (Kamies). Nach und nach sind alle versammelt. Ihr Zeitbegriff ist anders als der europäische. Pünktlichkeit ist noch nicht die Regel. Man nimmt sich viel Zeit zum Kommen und dann auch zum Bleiben.

Beim Bedrucken der Buchhüllen erzählen die Mädchen sich die Neuigkeiten. »Baji (Schwester), weißt du schon, daß Zarina (17 Jahre) vorgestern verlobt wurde und in drei Monaten heiraten wird?« Das trifft mich wie ein Schlag. »Sieh mal, Baji, Zarina weint.« Tatsächlich, da sitzt sie und schluchzt. Sie will von Heirat nichts hören. Und doch stickt und näht sie eifrig an ihrer Aussteuer, die in einer großen Blechkiste verstaut wird. Erst vor einigen Monaten hat sie Jesus in ihr Leben aufgenommen. Der Junge, mit dem sie verlobt worden ist, gehört zwar zu einer dem Namen nach christlichen Familie. Doch er hat keine wirkliche Lebensverbindung mit Christus. In einem Dorf 50 Meilen von der Millionenstadt Lahore wird Zarina wohnen. Ist ihr junges Leben tief genug in Christus hinein gegründet? Wird sie geistlich wachsen oder verkümmern? Solche Fragen bewegen mich ständig, wenn ich dieses Mädchen sehe.

Da ist Rubina. Sie hat das Abitur gemacht. Eines Tages kommt sie mit verweinten Augen. »Warum bist du denn so traurig, Rubina?« – »Baji, gestern abend hat mir mein Vater das Bild eines Jungen gezeigt und mich gefragt, ob ich ihn mag. Ich war so aufgeregt, daß ich keine Antwort geben konnte. Die ganze Nacht habe ich geheult. Er ist nett. Ich habe ihn auch schon einmal ge-

sehen.« – »Ist er ein Christ?« – »Das weiß ich nicht. Das wird mein Vater wohl wissen.« – Wird auch Rubina, eine unserer treuen Sonntagschullehrerinnen, bald mit einem Mann verheiratet sein, der von Jesus nichts wissen will? Leider stehen auch für Christen bei der Wahl des Ehepartners für den Sohn oder die Tochter Fragen wie Schulbildung, guter Charakter, helle Hautfarbe und Ansehen an erster Stelle.

Wenn diese Mädchen uns verlassen, kann ich nur beten: »Herr, ich gebe sie in deine Obhut. Ich danke, daß du mit ihnen gehst.«

Etwa ein Jahr nach ihrer Hochzeit kommt eine junge Frau mit einem Baby auf dem Arm zum Gottesdienst. Sie ist nun angesehen und anerkannt in der Gesellschaft, denn sie hat einem Kind das Leben geschenkt. Das gibt ihr eine gewisse Würde. »Wie geht es dir, Nergis?« – »Danke, Baji, mir geht es gut. Ich bin zwar sehr einsam.« Sie klagt nicht. Sie nimmt ihr Leben an. Ich bewundere sie.

»Schwestern, betet für mich!«

Doch hören Sie nun bitte einmal die geheimen Gedanken einiger Christinnen, die zu einer Frauenfreizeit gekommen waren! Irgendwie hatten ihre Männer es ihnen ermöglicht, teilzunehmen. Durchschnittlich hatte jede acht Kinder. Bis spät in die Nacht hinein unterhielten sie sich. Endlich hatten sie einmal Zeit, sich untereinander auszutauschen, ohne daß immer Kinder am Rockzipfel hingen. Oft brach der verborgene Kummer hervor:

»Schwestern, ich bin am Ende meiner Kräfte. Jetzt erwarte ich das elfte Kind. Ich habe das Lachen verlernt. Geistlich bin ich am Nullpunkt. Betet für mich! Ich kann nicht mehr.« So sagte die eine.

Und eine andere: »Mein Sohn ist schon seit vier Monaten von zu Hause fort. Wir wissen nicht, wo er sich herumtreibt. Seine Frau (erst 17 Jahre alt) ist krank und möchte zu ihrer Mutter. Doch diese will sie nicht aufnehmen, weil die Familie einen Esser mehr

nicht durchbringen kann. Warum haben mein Mann und ich dieses Mädchen an unseren verdorbenen Sohn gebunden? Betet, daß unser Junge zurückkommt und sich ändert.« (Der Sohn ist zurückgekehrt.)

Eine dritte, mit ihrem einen Monat alten Söhnchen im Schoß: »Betet für mich, daß der Herr es verhindert, daß ich noch ein Kind bekomme. Dieses ist das achte.«

Noch zwei weitere Stimmen: »Betet, daß der Herr mir wieder mehr Milch schenkt, damit ich meinen kleinen Jungen stillen kann. Er kann die Flaschenmilch nicht vertragen. Seht mal, wie schwach er geworden ist.« (Nach einer Woche konnte die Mutter ihr Baby wieder voll stillen.) – »Betet für mich, ich möchte meine Sünde loswerden.«

Die Frauen beteten mit- und füreinander. So erfüllten sie die Weisung Jesu: »Ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr euch untereinander liebet, wie ich euch geliebt habe« (Joh. 13, 34).

Ingrid Hauer
Missionshaus Bibelschule Wiedenest

YUHANNA – DAS EVANGELIUM IN EINER NEUEN SPRACHE

Afrikaner lernen die Bibel kennen

Ein froher Tag und was ihm vorausging

März 1975. Eine Büchersendung kommt in Djibouti, der Hauptstadt des »Französischen Afar- und Issa-Gebietes« (früher: Französisch-Somaliland), an. Missionar Ulrich Bruderer reißt die Verpackung herunter. Kleine, ansprechend aufgemachte Heftchen fallen heraus. Sie tragen die Aufschrift »Yuhanna«. Es handelt sich um das Johannesevangelium in der Sprache der Afar. Dieser Stamm gehört – volksmäßig und sprachlich – zur Volksgruppe der Danakil, von denen ein Teil auch in Äthiopien lebt. Viele Stunden mühseliger Arbeit, viel Ausdauer und einige Wunder gingen der Fertigstellung dieser ersten Veröffentlichung in der Danakil-Sprache voraus.

Am Anfang stand das Sprachstudium. Aber wie kann man eine Sprache erlernen, die noch gar nicht niedergeschrieben ist? Wie kann man die Geheimnisse ihrer Struktur entdecken? Wo sind die Zeit- und Hauptwörter? Wo die schwer zu bestimmenden Verhältniswörter? Verwundert steht man da und fragt sich, was denn nun »nach«, »von«, »in« oder »bei« heißt, bis man entdeckt, daß der Zusatz von ek, el oder et den Unterschied deutlich macht.

Zuhören ist nötig – ständiges Zuhören –, dann Tonbandaufnahmen machen, Laute und Worte niederschreiben. Und wieder Zuhören, um zu entdecken, wie die Leute bestimmte Begriffe ausdrücken, z. B. Liebe, Gnade, Barmherzigkeit, Vergebung. Welche Gedanken sie sich über Gott, das Gericht und den Himmel machen.

Das lange, geduldige Zuhören führt schließlich zum Zusammenstellen eines Wörterbuches. Alle Wörter und ihre Bedeutung

werden aufgenommen und sorgfältig geordnet. Nach und nach entsteht ein Bild von der Sprache und ihrer Struktur.

Die Übersetzungsarbeit muß immer von einem Unterrichtsprogramm begleitet sein, das den Menschen Lesen und Schreiben vermittelt. Das wird durch eine Reihe von Unterrichtsfibeln erreicht, die entwickelt worden sind, um die Danakil ihre eigene Sprache lesen und schreiben zu lehren. Nach einer sorgfältigen Untersuchung hat man sich dazu entschlossen, amharische Schriftzeichen (Amharisch ist die offizielle Landessprache Äthiopiens) für die Danakil zu verwenden, die in Äthiopien wohnen, und lateinische Schriftzeichen für die, die in Djibouti und dem restlichen Teil des TFAI (Französisches Gebiet der Afar und Issa) ansässig sind.

Auf einmal wollte jeder Englisch lernen!

Meine Gedanken gehen an jenem Märztag des Jahres 1975 zurück. Voller Begeisterung war ich 1956 nach Thio in Eritrea gegangen, um dort eine Missionsschule zu eröffnen. Die Missionsmannschaft Rotes Meer hatte in jenem Jahr die Erlaubnis erhalten, in Eritrea, der nördlichsten Provinz Äthiopiens, zu arbeiten. Damals lag der Abschied von meiner Heimat erst kurz hinter mir. Ich war als Lehrerin für 50 oder noch mehr Kinder verantwortlich gewesen. Ich wußte, daß die meisten Danakil-Kinder wenig oder überhaupt keine Gelegenheit hatten, zur Schule zu gehen. Deshalb dachte ich, sie würden meine Begeisterung für den Unterricht teilen. Aber meine erste Klasse war zahlenmäßig sehr bescheiden. Sie bestand aus den beiden Söhnen eines Regierungsbeamten und der Tochter des Kadi (Richters). Der letztere schickte sein Kind nur, um zu verhindern, daß der Regierungsbeamte ihn übertrumpfte.

Allmählich fanden sich jedoch auch andere Kinder ein. Aber warum dauerte die Anlaufzeit so lange? Wollten die Eltern keine Bildung für ihre Kinder? Konnten sie die Vorteile nicht erkennen? Warum zögerten sie, die Gelegenheit zu nutzen? Bald ent-

deckten wir den Grund für das scheinbare Desinteresse. Die Führer der Moslems sahen die Gefahr, daß die Jugendlichen mit der christlichen Lehre bekannt gemacht würden, und darum waren sie trotz allem Bildungsstreben auf seiten der Regierungsbehörde gegen unsere Anwesenheit. Es wurden böse Gerüchte über uns in der Gegend verbreitet. Aber wir blieben gewiß, daß der Herr uns gerufen hatte. Er hatte uns den Blick für die Danakil gegeben. Er hatte uns in dieses abgeschiedene Wüstengebiet gebracht, weil ihm die Menschen dort nicht gleichgültig waren und er sie segnen wollte.

Also harrten wir aus. Trotz aller Opposition wuchs die Arbeit der Schule. Kurz vor meinem ersten Heimaturlaub hatten wir so viele Schüler, daß ich alle Hände voll zu tun hatte. Es lag sogar noch eine Warteliste vor!

Vor allem die Nachfrage nach Englischunterricht stieg ständig. Es sah so aus, als ob jeder Englisch lernen wollte. Nicht nur die Jungen in der Schule, auch die jungen Männer, die in der Ortsverwaltung tätig waren, kamen zum Unterricht. Aber meine Stunden mit solchem Sprachunterricht zuzubringen – was hatte das für einen Sinn? War das keine Zeitverschwendung? Ich wünschte mir oft, ich könnte diese Zeit damit verbringen, das Evangelium zu lehren oder irgend etwas anderes Nützliches zu tun.

Ich hatte keine Ahnung, daß ich meine zukünftigen Mitarbeiter ausbildete! Einige dieser Jungen, die manchmal einen schwerfälligen und lernfaulen Eindruck machten, sollten mir eines Tages in der Übersetzungsarbeit helfen! Die langweilige Wiederholungsarbeit war eine große Hilfe, ihnen eine gute Grundlage im Englischen zu geben, die sich später als sehr nützlich erweisen würde. Während wir mit der anfallenden Arbeit fortfuhren, war der Herr bereits bei der Verwirklichung seines langfristigen Planes. So haben wir also angefangen: Wir erreichten die Menschen durch die Arbeit der Schule und außerdem durch eine Klinik für Frauen und Kinder. Wir lernten nach und nach die bisher unerfaßte Sprache der Danakil kennen und waren dann auch in der Lage, ihnen das Evangelium Stück für Stück mitzuteilen.

Ein Kapitel – dreißigmal überarbeitet!

Als ich etwa zehn Jahre bei den Danakil in Eritrea zugebracht hatte, bat mich die Mission, eine besondere Arbeit in Angriff zu nehmen: Die Sprache solle jetzt schriftlich fixiert werden, um der späteren Übersetzungsarbeit einen Schritt näherzukommen. Ich begann diese Aufgabe eher zurückhaltend und hielt mich eigentlich gar nicht dafür geeignet. Aber der Herr gab mir den immer klareren Blick und Auftrag, das Wort Gottes in die Hände der Danakil zu legen. Wenn es unter ihnen eine Kirche Jesu Christi geben sollte, dann mußte diese den Zugang zur Heiligen Schrift haben. Dann mußten die Danakil-Christen in der Lage sein, selber die Bibel zu lesen.

Die eigentliche Übersetzungsarbeit begannen wir dann mit dem Johannesevangelium. Weil die Sprache ja noch keine Schriftsprache war, hatten die Leute, die dabei halfen, das Gefühl, die Aufgabe sei zu schwierig. Manchmal teilte ich dieses Empfinden. Der schwierigste Teil war das erste Kapitel. Wir haben die Übersetzung mindestens dreißigmal überarbeitet, und deshalb war mein Fragen verständlich, ob wir die Arbeit an dem ganzen Evangelium je zu Ende bringen würden. Denn darin gab es so viele Begriffe, für die es einfach keinen Ausdruck in der Afar-Sprache gab. Die Afar (Danakil) kennen z. B. kein Wort für »heilig« und »ewiges Leben«.

Es war ein wundervoller Tag, als dann doch eines Tages das erste Kapitel übersetzt vorlag!

Wider alles Erwarten ließ sich ein Lehrer der Regierungsschule – ein Moslem! – bewegen, sich für eine geraume Weile an der Übersetzungsarbeit zu beteiligen. Ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, ihn zu fragen. Aber ich wurde von anderer Seite dazu ermutigt. Er übersetzte aus dem Arabischen. Er überflog den betreffenden Abschnitt in dieser Sprache, dann übersetzte er alles fließend ins Danakil, und ich hatte es nur niederzuschreiben.

Der nächste Schritt bestand darin, die inzwischen vorliegende Übersetzung zusammen mit andern Danakil zu überarbeiten.

Wenn sie Fragen stellten oder lachten, haben wir sofort nach der Ursache gesucht. Nachdem die vorläufigen Überprüfungen abgeschlossen waren, konnten wir endlich alles mit der Schreibmaschine niederschreiben.

»*Warum gehen Sie nicht nach Djibouti?*«

Gleichzeitig mit der Übersetzungsarbeit war ich dabei, Unterrichtsmaterial zum Erlernen des Lesens und Schreibens zusammenzustellen. Ich erarbeitete ein Wörterbuch, entwarf Unterrichtsfibeln und versuchte, bei den Leuten Interesse zu wecken, in ihrer eigenen Sprache zu lesen und zu schreiben. Es ging nur langsam voran, und oft war es sehr entmutigend. Eines Tages sagte jemand zu mir: »Warum gehen Sie nicht nach Djibouti? Die Danakil dort sind uns weit voraus. Wenn jemand daran interessiert ist, lesen und schreiben zu lernen, dann sind sie es. Viele Danakil dort sind in französischen Schulen unterrichtet worden. Sie können Französisch sprechen und auch lesen. Darüber hinaus gibt es schon einige Mädchen, die als Lehrerinnen ausgebildet sind.«

So etwas gab es in Thio (Eritrea) nicht. Es kam selten vor, daß die Mädchen zur Schule geschickt wurden. Daß sie gar selber unterrichteten – das war noch nie dagewesen! Das gab den Ausschlag für mein wachsendes Interesse an Djibouti.

So machten wir dann zu zweien eine erste Entdeckungsreise nach Djibouti im »Französischen Gebiet der Afar und Issa«. Etwa die Hälfte der Bevölkerung in diesem kleinen Land sind Danakil (Afar), die andere Hälfte Somali (Issa). In der Landesregierung sind die Afar sehr gut vertreten, der Präsident selber ist ein Afar. Ein freundlicher Beamter sorgte nicht nur für unsere Unterbringung, sondern er ermutigte auch die Leute, unsere Fibeln zum Erlernen des Lesens und Schreibens zu kaufen. Bald erkannten wir, daß wir hier gute Absatzmöglichkeiten für unser Johannes-evangelium nach dessen Fertigstellung haben würden. Aber wir mußten unsere bisherige Übersetzung in den Djibouti-Dialekt

übertragen. Dabei war uns ein junger Danakil-Christ ein williger und wertvoller Helfer.

Bevor wir das Manuskript der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft unterbreiteten, half uns jemand, der sich mit dem griechischen Urtext gut auskannte, unser Werk auch noch mit diesem Text zu vergleichen. Wir atmeten auf, als wir das Manuskript dann endlich auf den Weg schicken konnten. Das war 1970. Aber als wir nach drei Monaten immer noch nichts gehört hatten, fragten wir in London an und erfuhren, daß das Manuskript überhaupt nicht angekommen war. Glücklicherweise hatten wir eine Kopie, die wir sofort abschickten. Aber auch dann war die mühselige Arbeit noch nicht vollendet. Die Bibelgesellschaft hat die gute Gewohnheit, das erste Buch in einer neuen Sprache auch ihrerseits einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen. Sie tat das auch in diesem Fall. So wurde es März 1975, bis die ersten Evangelienteile in Djibouti eintrafen.

Sprachforschung hilft der Mission

Für die Nachfrage war dadurch vorgesorgt, daß die Fähigkeit und Lust zum Lesen und Schreiben bei manchen Danakil inzwischen mehr geweckt worden war. Meine ersten Lesebücher hatten allerdings nur ein begrenztes Interesse gefunden. Da gab mir der Herr einen kühnen Gedanken. Warum sollte ich nicht etwas anderes schreiben als trockene Lehrbücher? Warum nicht ein Buch mit Rätseln, Sprichwörtern und Geschichten aus dem Stamm der Afar? Mit diesem Material waren sie vertraut, es ist ein Teil ihrer Kultur, und es wird von einer Generation zur andern weitererzählt. Diese in Handarbeit hergestellten Bücher sind inzwischen sehr beliebt. Mir geht der Vorrat immer rasch aus. Wir hatten den Schlüssel gefunden, um das Lesen interessant zu machen.

Ich bemühte mich jetzt, das Arbeitsvisum für einen längeren Aufenthalt in Djibouti zu bekommen. Bisher war ich immer nur zu kürzeren Besuchen dort gewesen. Die Regierungsbeamten

zeigten sich sehr hilfsbereit und verständnisvoll. Sie fanden anerkennende Worte für meine bisherige Arbeit an der Afar-Sprache. Dieses mein Sprachinteresse erwies sich als ein wichtiger Faktor, welcher der Mission den Einzug in Djibouti ermöglichte.

Dem Präsidenten der Landesregierung schrieb ich einen Brief in Afar – mit Ausfertigungen in Englisch und Französisch. Innerhalb von einigen Tagen erhielt ich seine Antwort. Ich war sehr bewegt von dem, was er mitzuteilen hatte, besonders von den Worten: »Ihr Brief war der erste, den ich je in meiner eigenen Sprache gesehen habe!«

Nach all den geschilderten Vorbereitungen liegt nun also das Johannesevangelium in der Sprache der Afar vor. Es ist in lateinischer Schrift gedruckt. Die im »Französischen Territorium der Afar und Issa« lebenden Afar haben dadurch zum erstenmal die Möglichkeit, das Wort Gottes in ihrer eigenen Sprache zu lesen. Weitere Bibelteile sollen folgen. Als nächste große Aufgabe ist die Herausgabe des Johannesevangeliums in amharischer Schrift für die in Äthiopien wohnenden Afar ins Auge gefaßt.

Enid Parker

Missionsmannschaft Rotes Meer

JETZT KOMMT ES AUF MUSE, IMAN UND AHMED AN!

Nur wenige Jahre Missionsarbeit in Somalia

Wie die kleine Schar wuchs

Noch gut ein Jahr lag vor mir bis zum Ende meiner ersten Einsatzzeit in dem afrikanischen Land Somalia. Endlich war ich auf eine der Stationen im Inland versetzt worden. Für sechs Monate hatten wir Vorräte eingekauft. Die lange, sehr unbequeme Lastwagenfahrt war überstanden. Unser nettes Häuschen auf der Missionsstation hatten wir uns eingerichtet. Iman mit Frau Zahara und Sohn, die erst vor kurzem aus Äthiopien wegen der Unruhen in der Nähe der somalischen Grenze zu uns gekommen waren, wollten mit einsteigen in die Arbeit hier. Iman und Zahara hatten sich für Jesus entschieden. Gläubige Mitarbeiter! Welch ein Geschenk!

Und dann kam auch noch Muse zu uns. Vor wenigen Jahren war auch er noch ein strenger Mohammedaner gewesen. Er hatte die Schule der SIM (Sudan Interior Mission; Sudan-Inland-Mission) in Äthiopien ganz nahe an der Somali-Grenze besucht. Dort fand das Wort Gottes Eingang in sein Herz. Eines Nachts hatte er die Missionare nach dem Weg der Erlösung gefragt. Als seine Eltern später erfuhren, was geschehen war, sagten sie ihm, er dürfe nicht mehr nach Hause kommen. Er fand dann Arbeit im Krankenhaus. Später ging auch er nach Somalia, wo er einige Zeit im SIM-Krankenhaus arbeitete. Jetzt hatte er schon etwas Erfahrung und war uns eine große Hilfe in der Betreuung der vielen Patienten, die jeden Tag, oft schon sehr früh am Morgen, auf uns warteten.

Für mich war die medizinische Arbeit noch Neuland; doch bei so viel Not vor der Tür lernt man schnell, mit Hand anzulegen, und betet dabei im stillen: »Herr, gib mir Weisheit und hilf mir, daß ich keinen Fehler mache!« Nicht alle Patienten haben Vertrauen zu uns. Wenige verstehen, wie und warum wir ihnen überhaupt

helfen können. Mancher geht mit einer offenen Tuberkulose zurück in den Busch, weil er nach einer einzigen Spritze nicht gesund geworden und nun überzeugt ist: »Die können mir ja auch nicht helfen!« Ein anderer steht stumm vor uns und denkt: »Na, ich bin doch krank. Die Schwester muß doch wissen, was mit mir los ist. Was geht es sie an, was ich gestern gegessen habe und wo es mir weh tut?«

Am Nachmittag verwandeln wir zwei Schwestern uns in Lehrerinnen, stehen vor unseren Klassen voll junger Männer und unterrichten Englisch. Einmal in der Woche haben wir auch Frauen und junge Mädchen bei uns. Sie lernen sticken. Abends kommen die Gläubigen. Wir studieren Gottes Wort, lernen Bibelverse auswendig und üben neue Lieder. »Ich brauch' dich allezeit«, singen wir jetzt auch in Somali. In diesen Monaten wächst unsere kleine Schar von Gläubigen. Muse und Iman haben ihre Freunde gewonnen; Ahmed und Osman haben wieder andere gebracht.

Im Gefängnis war es möglich

Das Gesetz des Landes verbietet das »Propagieren« irgendeiner Religion außer dem Islam; doch wir dürfen unsere Religion »ausüben«. Dazu gehört auch das Bekennen. Muse sagt immer: »Ich bin wie ein Radio. Wenn mich jemand »einschaltet«, dann rede ich.« Er war besorgt um das Heil seiner Mitmenschen und wußte, wie er sie dazu bewegen konnte, dieses »Radio« einzuschalten. Fünf Monate lang beobachtete die Polizei, ob sie ihn nicht beim »Propagieren« ertappen konnte. Ein »Freund« Muses erzählte schließlich der Polizei, dieser habe ein Buch in seinem Haus mit dem Titel: »Wie führe ich einen Mohammedaner zu Christus?«

Als wir eines Morgens mit der Behandlung der Patienten beschäftigt waren, erschienen Polizisten in der Poliklinik und nahmen Muse mit und durchsuchten sein Haus. Sie fanden das Buch, verhafteten ihn und klagten ihn an, er versuche, die Religion seines Landes zu zerstören.

In der ganzen Umgebung erfuhr man von der Verhaftung, und viele Leute kamen zur Gerichtsverhandlung. Der Richter fragte: »Wir haben gehört, du behauptest, ein Christ zu sein. Was hast du zu dieser Anschuldigung zu sagen?« Muse antwortete: »Es ist wahr, ich folge Jesus Christus nach, ganz gleich, ob ihr mich einsperrt oder tötet.«

Ein Raunen ging durch die Menge, und dann schrien die Leute empört: »Sperre ihn ein!« Nach geraumer Zeit verkündigte der Richter das Urteil: »Weil du bekennst, ein Christ zu sein und dies andern gegenüber bezeugt hast und weil dieses Buch in deinem Besitz gefunden wurde, wirst du zu sechs Monaten Gefängnis oder 500 Schillingen Geldstrafe (1 somalischer Schilling = etwa 0,40 DM) verurteilt.«

Muse betete im stillen: »Herr, ich danke dir, daß ich dich auf diese Weise vor den Menschen bezeugen darf.« Er konnte die Geldstrafe nicht bezahlen und wurde in Einzelhaft gesteckt. »Diesem Gottesleugner werden wir es zeigen!« spotteten verachtend seine Mitgefangenen und die Gefängniswärter, »der muß die schlimmsten Arbeiten tun.« Unter dem Hohn der andern hatte er die Toiletten zu reinigen. Als Muse aber am nächsten Tag sich freiwillig erbot, diese schmutzige Arbeit wieder zu tun, da waren sie sprachlos.

Die aufsehenerregende Nachricht, ein Somali habe sich vor dem Gericht als Christ ausgegeben und sei bereit, dafür im Gefängnis zu sitzen, verbreitete sich überall. Der Bezirksgouverneur kam, um sich diesen seltsamen »Fall« anzusehen. Er stellte die Frage: »Wie kannst du als Somali im Gefängnis sitzen, nur weil du bekennst, ein Christ zu sein? Bist du nicht normal?« Muse gab dem Gouverneur sein Zeugnis, und ehe dieser fortging, sagte er zu den Gefangenenwärtern, sie müßten Muse mit andern Gefangenen zusammenkommen lassen und ihm auch Gelegenheit geben, diese medizinisch zu betreuen. Muse gewann den Respekt der andern und hatte bald die Schlüssel zu allen Gefängniszellen. Was er draußen nicht tun durfte, machte Gott im Gefängnis möglich. ER brachte ihn mit Leuten in Kontakt, die ihn nach seinem Glauben an Jesus Christus fragten.

Inzwischen kamen Muses nächste Verwandte und entschuldig-ten sich bei ihm, daß sie nicht, wie üblich, für ihn eintreten und die Strafe bezahlen könnten. Für ein solches »Verbrechen« könne man das nicht tun. Das hätte es noch nie gegeben. Die Leute kamen aber auch zu uns: »Muse gehört doch jetzt zu ›eurer Familie«. Ihr müßt für ihn einstehen. Wenn er jemand ermordet oder sonst etwas Übles getan hätte, würden wir die Strafe für ihn bezahlen; aber für dieses ›Verbrechen‹ seid ihr verantwortlich.«

Was machen zwei Missionarinnen allein auf einer Station, wenn sie von einer ganzen Sippe unter Druck gesetzt werden? Aber wir sind ja nicht allein, genau so wie auch Muse nicht im Gefängnis. Erst vor wenigen Wochen hatten wir wieder erlebt, daß der Herr selber für die Seinen und sein Werk die Verantwortung übernommen hat und heute noch Wunder tut. Muse war schon einmal aus der Klinik heraus verhaftet worden. Am Tag danach wurden auch wir zur Polizei beordert. Einige mit der Schreibmaschine getippte Bibellektionen, die ich für die Gläubigen ausgearbeitet hatte, hatten seltsamerweise ihren Weg auf den Schreibtisch des Polizeichefs gefunden und zu der unwahren Anklage geführt, wir würden in unseren Englischklassen Bibelunterricht geben. Lange Diskussion, Information über das Gesetz des Landes und eine Verwarnung – und wir waren wieder entlassen. Am Abend vorher waren die Gläubigen beisammen gewesen, um besonders für diese Situation zu beten. Muse selbst war an jenem Abend noch aus dem Gefängnis in die Gebetsstunde gekommen (!), mußte sich allerdings am nächsten Tag nochmals bei der Polizei melden. Wir trafen uns im Hof und lächelten einander zu.

Ein paar Wochen hatte Muse inzwischen von seiner sechsmonatigen Gefängnisstrafe abgesessen. Es war Weihnachten, und wir wollten ihn besuchen. Wir mußten stundenlang warten und gingen schließlich unverrichteter Dinge wieder nach Hause. Am nächsten Tag hatten wir mehr Erfolg. Wir durften uns längere Zeit mit Muse allein unterhalten.

Einer der Mitgefangenen, ein mohammedanischer Scheich, hatte sich darüber geärgert, daß Muse besser behandelt wurde. Der letztere aber war auch zu ihm sehr freundlich geblieben. Als er feststellte, daß der Scheich sich für die Tageszeitung interessierte, sie aber selbst nicht lesen konnte, setzte Muse sich jeden Tag neben seinen »Feind« und las ihm vor. »Muse«, sagte der Scheich eines Tages, »du bist um einer guten Sache willen im Gefängnis. Wenn ich in Kürze frei bin, werde ich deine Strafe bezahlen.« Er hielt sein Versprechen. Muse kam aus dem Gefängnis, ehe er seine Zeit abgessen hatte. Er arbeitete wieder in der Poliklinik und zahlte von seinem kleinen Gehalt nach und nach seine Schulden bei dem Scheich ab. Er hatte diesem gegenüber weiterhin viel Gelegenheit zum Zeugnis für Christus. Bald danach öffnete der Herr für Muse den Weg auf die Bibelschule nach Äthiopien.

In den wenigen Jahren, in denen Missionsarbeit in Somalia möglich war, brauchten wir als Missionare ermutigende Begegnungen wie die mit Muse. Nicht erst, als die SIM-Missionare 1974 das Land verlassen mußten, auch vorher schien die Arbeit oft wenig erfolgreich zu sein. Die Mädchenschule, in der mohammedanische Mädchen das Evangelium hören sollten, stand schon zehn Jahre lang leer, ebenso das Internat für Jungen. 1973 wurden Schulen, Krankenarbeit und Missionsstationen von der Regierung des Landes übernommen. War aller Einsatz in den 20 Jahren SIM-Tätigkeit dort umsonst? Niemals, solange es junge Somali gibt wie Muse, Iman und Ahmed!

Christel Voll
Deutsche Missionsgemeinschaft

»... DASS ETLICHE GERETTET WERDEN!«

Vom Mühen, »den Äthiopiern ein Äthiopier zu werden«

Das Andersartige ist nicht das Minderwertige

Wenn ein Gast nach Äthiopien kommt, wird er zunächst von der Andersartigkeit beeindruckt sein, die ihn umgibt. Es besteht die Gefahr, daß er sich verleiten läßt, das Andersartige als das Minderwertige zu beurteilen. Das ist es aber meist nicht. Zu diesem Fragenbereich sollen ein paar Gedanken vorgetragen werden, die helfen wollen.

Die Zeit ist für den äthiopischen Menschen ein ganz anderer Begriff als für uns gehetzte und unruhige Leute. Ein Mann sagte zu einem unserer Arbeiter, der zur Eile angespornt war durch unseren Umtrieb: »Wie kannst du gut zu Hause ankommen, wenn du dir keine Zeit läßt?« Eine solche Auffassung gibt den Menschen eine bestimmte Ruhe, die wir verloren haben. Und das ist nicht ganz leicht für uns. Wie wollte ich mich am Anfang aufregen, wenn ich in einen Bus stieg mit der Frage, wann er abfahre! Die Antwort lautete: »Ahun (jetzt)!« Das bedeutete aber, daß wir in den nächsten beiden Stunden noch nicht losfuhren. Niemand empfand das als Zumutung, nur ich, die Weiße. Wie gut, daß ich damals noch kaum Amharisch (die offizielle Sprache Äthiopiens) konnte! Solche Dinge sind mir inzwischen selbstverständlich, und sie machen mich nicht mehr hitzig.

Erst neulich warteten wir an unserer Station auf einen Bus, mit dem wir in die nächste Stadt fahren wollten. Wann einer kommt, weiß niemand so genau. Man geduldet sich eben, bis einer den Hügel herabbraust. Und wenn dieser voll ist, dann harrt man auf den nächsten. Zwei Frauen saßen am Straßenrand, da kam ein Bus und hielt. Niemand stieg ein, und der Bus fuhr weiter. Als wir die Frauen fragten, ob sie denn mit uns in die andere Richtung fahren wollten, sagten sie: »Nein, in die entgegengesetzte Richtung.« Als wir uns wunderten, warum sie dann eben nicht mitgefahren seien, bekamen wir zur Antwort: »Wir wollten war-

ten, bis ihr eingestiegen wart. Und übrigens kommen wir schon noch dorthin, wo wir hin wollen!« Was für eine stoische Gelassenheit!

Eine Sprache mit reichen Ausdrucksmöglichkeiten

Es ist gut, daß man erst die Sprache lernen muß. In dem Jahr des nicht ganz leichten Sprachstudiums kommt es, wenn man dafür bereit und offen ist, zu der ersten Begegnung mit der andersartigen Kultur und Denkweise. Man erkennt dann z. B., daß die Ausdrucksmöglichkeiten in der amharischen Sprache viel tiefer und bedeutungsreicher sind als in unserer Sprache. Lob und Tadel kann ausgedrückt werden, ohne daß es direkt gesagt wird. Unwille wird nie ohne weiteres ausgesprochen. Das ist für den, der eine ungeschminkte Art gewohnt ist, oft schwer zu verkraften. Es gibt auch kein eigentliches Wort für »nein«. Eine Ablehnung wird mit »Ich kann nicht« – »Es ist nicht möglich« – »Komm morgen wieder!« oder in ähnlicher Weise ausgedrückt. Nur Kinder brauchen ein Wort, das unserm »nein« in etwa gleichgestellt werden kann. Wir verstehen oft gar nicht den Sinn des Gesagten oder werden selber verletzend, wo wir es gar nicht wollen. Der Gruß, den man jedem anbietet, ist der Wunsch: »Möge Gott dir Gesundheit durch mich zuteil werden lassen!« Unser einfaches »Bitte!« auf ein »Dankeschön!« hin wird ersetzt durch den Satz: »Gott gebe es uns beiden!«

Jeder Name in der amharischen Sprache hat eine Bedeutung, die zu verstehen viel Freude macht. Der Sinn eines Namens ist z. B.: »Mein Gold« – »Mein Reichtum« – »Du bist mir mehr« – »Ich habe sehr Großes gesehen« – »Mein Ersatz« – »Du läßt mich vergessen« (wenn vorher ein Kind gestorben ist). Um die Mutter zu ehren, kann ein Kind heißen: »Du bist nun Mutter.« Vaterstolz drückt sich aus in dem Namen: »Ich habe einen Bruder bekommen.« Als ein Ehepaar sich zu Jesus Christus bekehrt hatte, hieß der nächste Bub: »Wir sind erneuert worden.« Gibt man sich in unserer Umwelt und in unserer Sprache auch so viel Mühe, sinnvolle Namen zu geben und den Sinn der Namen zu erfassen?

Leider habe ich schon gemerkt, daß die Eßgewohnheiten der Äthiopier belächelt oder abgelehnt werden. Aber wie sauber und appetitlich kann man mit den gewaschenen Fingern der rechten Hand von den weichen Fladen etwas abreißen, es in die Sauce tunken und zum Munde führen! Natürlich kann es dem Neuling passieren, daß die würzige Pfeffersauce bis zum Ellenbogen hinterläuft. Aber was macht's? Wenn die Menschen nur merken, daß wir nicht naserümpfend Abstand halten, sondern froh sind, wenn und wo wir mit ihnen gleich sein dürfen! Oder ist es uns so selbstverständlich, daß der Äthiopier sich mit uns gleichstellen will? Daß er sich mit unserer westlichen Art und unseren westlichen Angewohnheiten auseinandersetzt? Daß er uns mit unserem ganzen Anderssein sucht? Auch ihn treibt die Liebe dazu. Wie viele Dinge sind zu überbrücken! Darum wollen wir ganz bewußt in unserem Verhalten die Wege suchen, auf denen wir mit den Menschen eins sein können.

Würde ich an dem lauten und aufreibenden Kliniktag, wenn wir bis zu 140 Patienten hintereinander »durchschleusen«, Gleichmut bewahren können, dann wäre in mir und in meiner Umgebung viel mehr Ruhe. Das ist ein Punkt, wo es mir sehr schwerfällt, mich dem Lebensrhythmus der Menschen hier anzupassen. Ich versuche es und möchte jeden Patienten in seiner Persönlichkeit verstehen. Ich will mich nicht mehr wie früher durch Unsauberkeit und Unwissenheit der Leute abstoßen lassen.

Ein alter Mann sitzt vor mir. Deutlich genug hat er ein Amulett um den Kopf gebunden. Was ihm dieses denn nütze, frage ich ihn. Nun, es sei gut gegen Kopfschmerzen. Er ist aber mit einer schweren Malaria gekommen, die stets mit heftigem Kopfweg einhergeht. Wenn ich ihm jetzt sage, er solle doch seine Dummheit einsehen, weil das Amulett offensichtlich nichts nütze, dann wird er mich unverstanden und unglücklich anlächeln. Vielleicht wird er versuchen, sich zu rechtfertigen: »Sonst hat es aber immer geholfen.«

Nein, ich drücke mich anders aus: »Vater, wir glauben alle an etwas, und das soll uns Halt geben. Meine Mitarbeiter und ich, wir glauben an den Herrn Jesus Christus, der helfen kann. Wenn man an etwas anderes glaubt als an ihn, dann unterwirft man sich im letzten Grunde dem Teufel. Schauen Sie, wir arbeiten hier unter dem Schutz Jesu. Er ist es, der durch die Medizin hilft. Wenn Sie nun an das Amulett glauben und doch unsere Medizin nehmen, dann paßt das nicht zusammen.« Wenn ich so zu ihm spreche, dann merkt der Mann, daß ich ihn verstehen und ihm helfen möchte. Der alte Vater nimmt auch sofort sein Amulett ab. Vielleicht bindet er es nachher draußen wieder um. Aber wir haben ihm in der Bereitschaft, ihn zu verstehen und ihn zu lieben, ein erstes kurzes, einfaches Zeugnis unseres Glaubens sagen können.

Oder eine Mutter kommt mit ihrem Kind, das abgezehrt ist durch ungenügende Ernährung, dem besonders Eiweiß fehlt. Es ist drei Jahre alt, hat aber noch nie auf seinen eigenen schwachen Beinchen stehen können. In mir tut alles weh, wenn ich in dieses kleine Greisengesicht schaue. Und wie oft habe ich an diesem Tag schon darüber geredet, wie man Kinder und Säuglinge ernährt! Das einfältige Gesicht der Frau läßt mich meine Entrüstung herunterschlucken, und ich will versuchen, auch sie zu verstehen. Ich weiß ja, daß sie denkt, ihr Kind habe die Vogelkrankheit. Und es ist vollkommen neu für sie, daß ein Habicht, der über das Haus fliegt, keine Krankheit verursachen kann, daß ihrem Kind vielmehr nur die richtige Nahrung fehlt, besonders die eiweißreichen Bohnen, die sie ja anpflanzen könnte. Die Hilfe für die Frau besteht weder darin, daß ich resignierend ihr die falsche Einbildung lasse, noch darin, daß ich sie ausschimpfe, sondern vielmehr darin, daß ich sie behutsam an der Hand nehme auf ihrem Weg und sie geduldig weiterführe.

Ich las ein gutes Beispiel: Eine Missionarin sah in einer Vision ein Meer von Leid, Krankheit und Elend. Sie schaute eine Weile hinein und sagte dann: »Gut, ich nehme mein Teil heraus.« Sie wußte, daß sie nicht alles Elend lindern konnte, aber sie gab deshalb nicht auf. Der Tourist sieht auch manche Not und wendet sich dann zur Seite mit den Worten: »Schrecklich! Furchtbar! So et-

was gibt es bei uns nicht!« Vielleicht kauft er sich in seinem Gewissen frei mit ein paar Münzen an Bettler und Straßenbuben und geht dann weiter.

Vom »Interesse« zur »Identifizierung«

Es gibt einen Weg von dem bloßen – oft flüchtigen – Interesse an einem Menschen zur Identifizierung, zur inneren Gleichstellung mit ihm. Paulus beschreibt diesen Weg mit den Worten: »Den Juden bin ich geworden wie ein Jude, auf daß ich die Juden gewinne. Denen, die unter dem Gesetz sind, bin ich geworden wie einer unter dem Gesetz – wiewohl ich nicht unter dem Gesetz bin, auf daß ich die, die unter dem Gesetz sind, gewinne. Denen, die ohne Gesetz sind, bin ich wie einer ohne Gesetz geworden – wiewohl ich doch nicht ohne Gesetz bin vor Gott, sondern bin in dem Gesetz Christi –, auf daß ich die, die ohne Gesetz sind, gewinne . . . Ich bin allen alles geworden, damit ich auf alle Weise etliche rette« (1. Kor. 9, 20–22). Der Apostel weiß sich zu solchem Verhalten getrieben von der Liebe Jesu: »Die Liebe Christi dringet uns« (2. Kor. 5, 14).

Ich bin froh, daß ich am Ende meines ersten Aufenthaltes in Äthiopien die beglückende Erfahrung gemacht habe, daß ich von diesem Land schlicht und einfach als von meiner zweiten Heimat reden kann. Ich habe in den vier Jahren versucht, den »Äthiopiern ein Äthiopier zu werden«. Warum sollen wir uns mit dem Interesse an den Menschen hier, das höchstens das Zweitbeste ist, zufrieden geben, wenn wir durch die Liebe Jesu die Möglichkeit zu dem Besseren haben, uns nämlich mit ihnen zu identifizieren und trotz unserer Andersartigkeit Pfade zu finden, auf denen wir dem Äthiopier mit seiner Kultur, seinem Empfinden und seiner Lebensweise etwas näher kommen? Auch unser Ziel heißt ja: » . . . daß etliche gerettet werden!«

Verena Nutzinger
Chrischona-Mission in Äthiopien

JESUS ALLEIN!

40 Jahre Erweckungskonferenzen in Kabale (Uganda)

Es begann 1935

Im September 1935 fand in Kabale (Provinz Kigezi) in Uganda eine Erweckungskonferenz statt. Diese wurde von dem englischen Missionsarzt Dr. John Church und einem Team von Afrikanern durchgeführt. Dabei griff eine Erweckung, die Gott in dem kleinen Nachbarland Ruanda geschenkt hatte, auf Uganda über. Besonders der Südwesten, die Provinz Kigezi, wurde erfaßt.

Die Konferenz dauerte zehn Tage. Unter dem vollmächtigen Zeugnis von Sünde, Buße, Wiedergeburt und andern zentralen biblischen Themen leuchtete der Geist Gottes in die Abgründe der Herzen. Gott wurde als heilig erkannt. Menschen kamen in sein Licht, bekannten ihre Sünden und fanden Vergebung ihrer Schuld im Glauben an Jesus. Fortan konnten sie nicht mehr schweigen von der großen Liebe ihres Herrn und von der Freude, die er den Seinen gibt.

Bis in unsere Tage lodern die Flammen des erwecklichen Feuers in Uganda immer wieder auf. Manchmal scheint der Brand erloschen zu sein, eine neue Generation überzieht das Land mit neuer Gleichgültigkeit, geistliches Leben erstarrt zur Tradition. Aber immer wieder hat Gottes Geist sich in Kigezi Bahn gebrochen und Menschen erneuert. Sechs Jahre lang habe ich als deutscher evangelikaler Missionar in Kigezi mitgearbeitet. In dieser Zeit habe ich das Staunen darüber gelernt, wie die Erkenntnis Gottes Menschen überströmend erfüllen und Schulen, Familien, Gemeinden, ja ganze Landstriche erfassen kann.

»Gehe nicht vorbei, o Heiland!«

Zehn Jahre nach der ersten Erweckungskonferenz versammelten sich Weihnachten 1945 wieder große Scharen auf dem gleichen Platz in Kabale unter dem Thema »Yesu Naamara«. Die beste Übersetzung davon ist: »Jesus allein!«

In einer Art Arena gab es etwa 7500 Sitzplätze auf Gras. Sie floß aber am Haupttag der Konferenz lange vor Beginn des Gottesdienstes regelrecht über. Immer mehr schwoll die Menge an, Reihe über Reihe reichte bis zur Kirche hinauf. Schließlich waren schätzungsweise 15 000 Menschen versammelt. Dr. Church, der Pionier von 1935, sprach über Psalm 23, Vers 5 am Ende: »Du schenkest mir voll ein.« Die anschaulichere englische Übersetzung hat den Wortlaut: »Mein Kelch fließt über.« Der Redner führte aus: »Jesus Christus will mit dem Wasser des ewigen Lebens den Kelch eines jeden Gläubigen reinigen und überfließend füllen. Manchmal geht er jedoch vorüber, weil einige Kelche schmutzig sind, bis obenhin gefüllt mit Neid oder Haß oder Egoismus. Was sind das für bittere Getränke für eine Welt, die im Tiefsten nach wahren Leben, nach wirklicher Freude und Kraft dürstet! Jesus selbst hat den bitteren Kelch der menschlichen Sünde in seinem Leiden und Sterben bis zur Neige ausgetrunken. Nun kann er uns das Lebenswasser reichen.« Daraufhin erklang spontan aus der Menge das Lied: »Gehe nicht vorbei, o Heiland!«

Es folgte die Ansprache von William Nagenda, der immer mehr in die geistliche Führungsstellung in der Erweckungsbewegung hineinwuchs. Er führte die große Schar im Geist nach Golgatha, wo der Herr Jesus für alle gestorben ist. Viele begannen über ihre Schuld zu weinen. Einige stimmten das Lied an: »Wer Jesus am Kreuze im Glauben erblickt.« Gewaltig erscholl der Kehrreim aus 15 000 Kehlen:

»Sieh, sieh, Sünder, sieh!

Wer Jesus am Kreuze im Glauben erblickt,
wird heil zu derselbigen Stund!«

Es gibt wohl kein mächtigeres Zeugnis für die Echtheit der Erweckung und Erneuerung, die vielen zuteil wurde, als die strahlenden Gesichter der Männer und Frauen, die jedermann ganz schlicht erzählten, sie hätten Jesus »gesehen« und in deren Leben sich fortan vieles wandelte. Die Konferenz von 1945 war ein Höhepunkt des Wirkens des Heiligen Geistes in Kigezi.

Bei der nächsten Konferenz 1955 – man blieb bei der Reihenfolge von 10 Jahren – wurde das alte Thema mit einem Fragezeichen versehen: »Ist Jesus allein uns wirklich alles?« 1965 stand dann bewußt wieder ein Ausrufezeichen da: »Jesus allein!« Auf dieser Konferenz und in der Folgezeit traten neue Botschafter Gottes auf den Plan. So übernahm immer mehr Festo Kivengere das Erbe seines erkrankten Freundes William Nagenda, der dann 1973 heimgerufen wurde.

Die Liebe Christi versöhnt uns

Die bisher letzte der großen Erweckungskonferenzen fand vom 13. bis zum 17. August 1975 in Kabale statt. Das Erleben der Vorbereitungen und dann die Versammlung selbst war für mich ein besonderes Geschenk Gottes zum Abschluß meines Dienstes in Kigezi. Nachdem sich die Brüder unter Leitung des inzwischen zum Bischof der Provinz Kigezi ernannten Festo Kivengere darüber klargeworden waren, die Konferenz überhaupt durchzuführen – was für ein Glaubenswagnis in der augenblicklichen wirtschaftlichen Lage Ugandas! –, wurde zunächst ein Thema gesucht. Hinter der dann gewählten Formulierung »Die Liebe Christi versöhnt uns« stand das hoffende Gebet vieler, daß solche Versöhnung in der heutigen Welt Wirklichkeit werden möchte. Durch die enge, gesetzliche Haltung einiger Brüder war in der Erweckungsbewegung eine Spaltung entstanden. Auch in Afrika sind Spannungen und Haß zu beklagen: in Familien, zwischen Stämmen und Rassen, zwischen Jungen und Alten, Armen und Reichen.

Die Vorbereitung der Konferenz lief über neun Monate. Verschiedene Komitees waren gebildet worden, die für Verpflegung,

Unterbringung, Technik, Programmgestaltung, Werbung, Musik usw. zuständig waren. Mir fielen dabei als Aufgaben zu: mit dem VW-Bus Essen herbeischaffen, Gäste abholen, Bücher verkaufen, Lautsprecher aufbauen und bedienen, Tonbandaufnahmen machen und fotografieren. Mehr als hundert Verantwortliche waren bei den verschiedenen Komitees eingesetzt, und es ging nicht ohne Spannungen und Reibungen ab. Aber als wir Mitarbeiter begannen, untereinander die Hindernisse wegzuräumen und miteinander in Gottes Licht zu treten, war der Herr uns gnädig und schenkte uns eine echte Gemeinschaft und eine großartige Zusammenarbeit. Das half sein Werk fördern, wenn wir auch eingedenk blieben, daß Gott in seinem Wirken souverän ist und sein Geist weht, wo er will.

Es gab viele praktische Probleme zu lösen. Etwa 3000 Dauergäste mußten während der vier Konferenztage gepflegt und untergebracht werden. Daran beteiligten sich alle 42 Gemeinden in Kigezi. Jede hatte einen Beitrag an Kartoffeln, Bananen, Mais, Hirse oder Weizen, Bohnen oder Erbsen zu liefern und einen Geldbetrag von etwa 200 DM aufzubringen. Es standen nur wenige Lastwagen zum Transport der Lebensmittel zur Verfügung. Zucker und Salz gab es nur mit besonderer Genehmigung des Militärgouverneurs. Der Erziehungsminister ordnete für alle Schulen in und um Kabale verfrühte Ferien an, damit in den Klassenräumen die Konferenzgäste auf ihren mitgebrachten Matten und Matratzen schlafen konnten.

Es war vorher die bange Frage: Werden die ausländischen Gäste ohne Schwierigkeiten ins Land kommen können, werden sie überhaupt kommen wollen? Es war dann für die Brüder in Kabale eine große Gebetserhörung und eine Stärkung ihres Glaubens, daß schließlich bei der Konferenz Besucher aus 13 Nationen anwesend waren, darunter Gäste aus den USA, aus Japan, Deutschland, England und sogar ein Bruder aus Rußland. Aber auch Enttäuschungen blieben nicht aus. So konnten Christen aus Tansania und Angola wegen der politischen Lage nicht teilnehmen. Die Brüder der gesetzlichen Richtung wagten nicht, den Graben der Versöhnung zu überspringen.

Doch unbestreitbar war Gottes Reden und Wirken. Daß die Konferenz in der augenblicklichen politischen Situation überhaupt ungestört stattfinden konnte, war ein Wunder. Der Herr schenkte eine tiefe Gemeinschaft und Bruderschaft zwischen Menschen verschiedenster Stämme, Rassen und Nationen. Nach dem Abschlußgottesdienst, der vier Stunden lang dauerte, kamen auf Einladung von Bischof Kivengere diejenigen nach vorn zum Podium, die in den Konferenztagen zum lebendigen Glauben an Jesus gekommen waren. Andere hatten Schuld ans Licht gebracht und praktische Versöhnung untereinander erlebt. Wir hörten viele Zeugnisse davon. Nur eins sei herausgegriffen:

Ein Bischof aus Burundi unterbrach plötzlich seine Ansprache und ging auf einen englischen Missionar zu. Beide umarmten sich herzlich. Was bedeutete das? Der Bischof, ein Christ aus den ersten Jahren der Erweckung, verfügte über keine besondere theologische Ausbildung. Man hatte ihn gewählt, weil er sich jahrzehntelang im Dienst Jesu bewährt hatte. In seiner Kirche arbeitete der englische Missionar, ein bedeutender Arzt und Theologe. Welch ein Unterschied in Herkunft und Bildung zwischen den beiden Männern! Komplexe, Stolz und Mißverständnisse waren nicht ausgeblieben. Beide wollten Jesus Christus dienen, aber zwischen ihnen war es wie eine Wand. Ein häufiges Problem in der Missionsarbeit! Doch an diesem Tag wurde die Wand niedergerissen, und die Versöhnung durch Jesus erwies sich als Wirklichkeit. Nicht nur dem Bischof und dem Missionar standen Tränen in den Augen. Einer von vielen Siegen Jesu!

Eine Bekannte aus Kabale ging am Tag nach Beendigung der Konferenz zur Bank und erlebte dort mit, wie einer der Angestellten seinen Kollegen und den gerade anwesenden Kunden freudestrahlend berichtete, daß er Frieden in Jesus gefunden habe. Zugleich bat er alle um Vergebung, die er durch sein bisheriges Verhalten gereizt oder betrübt hatte.

Eine große Freude war es, daß viele junge Menschen erschienen

waren. Eine Nachmittagsversammlung wurde völlig von der Jugend gestaltet. Das war etwas Neues für Uganda.

Einmal wurden alle Teilnehmer gebeten, ihre Bibeln hochzuheben. Ein gewaltiges Rauschen war zu hören, ein Meer von Bibeln zu sehen, und die ganze Versammlung stimmte wieder und wieder den Chorus der Erweckungsbewegung an: »Tukutendereza Yesu« (Ehre, Ehre sei dem Lamm)! Das alles geschah in einem Land, in dem vor 50 Jahren noch das finsterste Heidentum geherrscht hatte!

Reinhold Abraham
Marburger Mission

Unterricht für Missionarskinder in Tansania

100%ige Vergrößerung in einem Jahr

»Wenn doch nur die Klassen größer wären!« Ein solcher Wunsch klingt fremd in Ohren, die an deutsche Schulverhältnisse gewöhnt sind. Wo gibt es so etwas – zu kleine Klassen? In der deutschen Schule für Missionarskinder der Wiedenester Mission in Mbesa. Mbesa ist auf keiner Landkarte verzeichnet; es liegt im Süden Tansanias an der Grenze nach Moçambique, ungefähr auf halber Strecke zwischen der Küste und dem Njassa-See.

1957 wurde die Missionsarbeit von vier Missionaren in einem Gebiet begonnen, dessen Bevölkerung überwiegend mohamedanisch ist. Heute erstreckt sich das Arbeitsgebiet von Mtwara am Indischen Ozean bis zum Ufer des Njassa-Sees, und in vielen Dörfern versammeln sich einheimische Gläubige. Zur evangelistischen Arbeit kam bald die soziale. Es entstanden Krankenhaus und Poliklinik, Waisenhaus und Schreinerschule. Dementsprechend nahm die Anzahl der Missionare zu; heute sind es rund vierzig, Ledige und Ehepaare.

Bald wurde die Frage der Schulbildung der Missionarskinder akut. Es gab weit und breit keine anerkannte deutsche oder englische Schule. So reiste 1965 eine Lehrerin aus. Sie hatte zwar nur ein Kind zu unterrichten, aber durch ihren Dienst konnte der Vater als Arzt weiterhin einen Bezirk von der Fläche Hollands versorgen. Im folgenden Schuljahr vergrößerte sich die Schule um 100 %: ein weiterer Schüler wurde eingeschult!

Zu Beginn lebten die Eltern auf der Hauptstation Mbesa. Als Kinder von Missionaren der Außenstationen dazukamen, wurden sie in Familien aufgenommen. Später wurde ein Internat eingerichtet. Elf Kinder leben dort, von einer Missionarin betreut, in fröhlicher Gemeinschaft. Alle sechs Wochen fahren sie über

ein langes Wochenende heim zu ihren Eltern. Obwohl nach diesen kurzen gemeinsamen Tagen der Abschied oft etwas schwerfällt, leben doch alle Kinder gern im Internat. Die »Internatsmutter« ist ganz für sie da, während die »richtigen« Mütter oft ihre Zeit zwischen Missionsarbeit und Familie teilen müssen.

Unübertrefflich sind die Geburtstagsfeste im Internat! Die Schüler, deren Geburtstage in die Ferienzeit fallen, bedauern dieses sehr. Und für die Kinder, deren Eltern in Mbesa wohnen, ist es ein besonderes Vergnügen, wenn sie einmal »Internatskind« sein dürfen. Auch ohne Schule und die »lästigen« Hausaufgaben – Missionarskinder denken da wie die anderen Jungen und Mädchen! – würde ihnen die Zeit nicht lang. Sie klettern gewandt wie Affen auf Bäume und streifen wie Indianer durch den »Busch«. Das über zwei Meter hohe Gras bietet vorzügliche Verstecke. Da es keinen gefährlichen Verkehr gibt, können sie nach Herzenslust radfahren.

Als die Kinder einmal auf die Idee kamen, Schmetterlinge zu fangen, hatten sie in kürzester Zeit eine wunderschöne Auswahl, um die sie wohl mancher Sammler in Deutschland beneiden würde. Daß Ameisen die Schmetterlinge über Nacht auffraßen, ist allerdings die Kehrseite der Medaille. – Auch »Bücherwürmer« gibt es unter den Schülern, aber da hapert's manchmal am Lese-stoff-Nachschub. So wachsen die Kinder in einem »Paradies« auf. Wenn sie auch von ihren Eltern getrennt sind, so wissen diese doch ihre Kinder in guter Obhut, auch in geistlicher Hinsicht.

Probleme und Vorteile unserer Schule

Die Schule umfaßt jetzt sieben Schuljahre mit 16 Schülern, die von drei Lehrkräften unterrichtet werden, und zwar nach den Bildungsplänen für Grund- und Hauptschule. Alles Unterrichts- und Schulmaterial – von Landkarten und Dia-Reihen über Schulbücher und -hefte bis zum Tafelschwamm und zu den Tintenpatronen – wird vom Missionshaus aus Deutschland geschickt.

Der Unterricht entspricht ungefähr dem, wie er früher an ungegliederten Schulen üblich war. Die Frage ist, wieweit die Schüler in dieser Art Schule in fremder (afrikanischer) Umwelt den deutschen Verhältnissen angemessen gefördert werden können. Nur eine Auswahl aus den Problemen:

Die Schüler kommen aus verschiedenen Bundesländern und aus der Schweiz. Es muß für sie ein gemeinsamer Nenner gefunden werden. – Wenn in einem Schuljahr nur ein, höchstens drei Schüler sind, fehlt es an Konkurrenz, die zur Leistungssteigerung anspornt. – Führen Sie mal ein »Unterrichtsgespräch« mit nur einem Schüler! – Für das Fach Sachkunde in der Grundschule fehlt oft die nötige Anschauung. Nehmen wir das Thema »Einkaufen«. Reklame ist bei uns im Buschgebiet unbekannt. Alles muß von weither bestellt werden, meist zentral für alle Missionare. Manches, z. B. Obst, wird von den Einheimischen an der Haustüre angeboten und im Tauschhandel gegen Kleidungsstücke erworben. Im Handeln und Feilschen sind die Kinder erfahren, im Umgang mit Bargeld dagegen ahnungslos. – Im Herbst – mit den Jahreszeiten stimmt es hier sowieso nicht! – soll das Thema »Die Blätter verfärben sich« durchgenommen werden. Warum das so ist, gehört ja zum Allgemeinwissen. Aber wie soll man es nun erklären, daß bestimmte Bäume in Afrika in den schönsten Herbstfarben ausschlagen und sich später grün färben? – Wenn wir zur Weihnachtszeit »Leise rieselt der Schnee« singen, dann rieselt höchstens der Schweiß, denn Weihnachten fällt in die Zeit der größten Hitze. Bei Temperaturen, die in Deutschland längst ein »hitzefrei« rechtfertigen würden, muß weiter unterrichtet bzw. gelernt werden.

Unser »Schulsystem« hat aber auch Vorteile aufzuweisen. Bei der kleinen Schülerzahl kann bewußt auf den einzelnen eingegangen werden, sowohl bei schwachen Leistungen wie auch bei besonderen Begabungen.

Dadurch, daß die Kinder in zwei Welten und zweisprachig (Deutsch – Suaheli) aufwachsen, sind sie aufgeschlossen für eine andersartige Kultur. Oft denken sie »afrikanisch«. Frage aus dem.

Geschichtsbuch: Warum schlug Hermann der Cherusker die Römer nicht in offener Feldschlacht? Schülerantwort: Weil es regnete. – ??? – Erklärung: Wenn es in Afrika regnet, geht keiner aus dem Haus. Was auch immer geplant worden ist, »fällt ins Wasser«. Daß die alten Germanen gerade das schlechte Wetter, das den Teutoburger Wald in einen Morast verwandelte, zum Kampf ausnützten, ist typisch »deutsch«!

In früheren Jahren wurde der Schulbesuch hier durch einjährigen Heimaturlaub unterbrochen, und die Kinder besuchten in Deutschland weiter die Schule. Ein dreimonatiger Heimataufenthalt alle zwei Jahre für Familien mit schulpflichtigen Kindern hat sich sowohl für die Missionsarbeit wie auch für die Schulausbildung als günstiger erwiesen. Der Heimataufenthalt fällt zu einem großen Teil mit den Schulferien zusammen.

»Jeder soll den gleichen Anteil haben«

Es ist das Ziel unseres Unterrichts, daß die Kinder später in Deutschland schulisch den Anschluß bekommen. Es gab immer wieder Zeiten, wo ernsthaft überlegt wurde, ob ein weiterer Aufbau zu verantworten sei, so zwischen dem 4. und 5. Schuljahr und, in jüngster Vergangenheit, zwischen dem 6. und 7. Schuljahr. Je länger die Kinder »im Busch« leben, desto schwieriger wird es für sie, in Deutschland den Anschluß zu finden. Die Schule in Mbesa kann keinen in Deutschland staatlich anerkannten Abschluß (nach dem 9. Schuljahr) bieten, ganz zu schweigen von einem Unterricht, der den Anforderungen der Realschule oder des Gymnasiums entspricht.

Bei der Rückkehr in die Heimat kommen auf die Kinder (von den Eltern soll hier nicht die Rede sein, obwohl vieles die Familie als Ganzes betrifft) große Schwierigkeiten zu: das Sich-Eingewöhnen in anderen Lebensumständen, anderen Wertmaßstäben (»Zeit ist Geld« gilt z. B. in Afrika nicht) und anderen Schulverhältnissen. Nach der in der kleinen Schulgemeinschaft erfahrenen persönlichen Zuwendung des Lehrers wird das Kind in einer

großen Klasse erst einmal »untergehen«. Ein Leistungsabfall ist unvermeidlich.

Dieser Probleme sind sich die Eltern bewußt. Aber wie der Weg in die Mission ein Glaubensschritt für sie war, so vertrauen sie auch darauf, daß Gott für ihre Kinder sorgt und allen Mangel ausfüllt: »Die den Herrn suchen, haben keinen Mangel an irgendeinem Gut« (Ps. 34, 11); »Mein Gott aber wird ausfüllen all euren Mangel nach seinem Reichtum in der Herrlichkeit in Christus Jesus« (Phil. 4, 19). Natürlich bemühen sich die Lehrer, die Schulsituation in Tansania so optimal wie möglich zu gestalten. Sie sind gläubige Christen, die ihre Arbeit als Missionsdienst verstehen; denn durch ihre Tätigkeit bleiben der Mission erfahrene Kräfte erhalten. Im allgemeinen werden die Lehrer vom Staat für zwei bis drei Jahre vom Schuldienst beurlaubt. Gemeinden unterstützen sie finanziell und im Gebet, wie das auch bei den anderen Missionaren der Fall ist.

So haben die Lehrer teil an der Erntearbeit für Gott nach dem Prinzip, das schon David in die Worte gefaßt hat: »Wie der Anteil derjenigen, die in den Kampf gezogen sind, so soll auch der Anteil derjenigen sein, die bei dem Troß geblieben sind; jeder soll den gleichen Anteil haben« (1. Sam. 30, 24).

Heidi Barnikel
Missionshaus Bibelschule Wiedenest

Ein Rebellenüberfall im Tschad

Kein Ausweg aus der »Hölle«

»Was sollen wir tun?« fragt mich Ernst im Flüsterton. Während wir in der Dunkelheit auf dem sandigen Boden unserer Grashütte liegen, denken wir angestrengt über die Möglichkeit eines Fluchtversuchs nach. »Meinst du, es gibt überhaupt einen Weg hier heraus?« wende ich skeptisch ein. Wieder hören wir das gefährliche Pfeifen der Granaten. Wir halten einen Augenblick den Atem an... dann folgt die Explosion der Geschosse. Unsere Köpfe haben wir hinter Blechkisten in den Sand gepreßt. Maschinengewehre rattern.

Obwohl ich weiter krampfhaft nachdenke, sehe ich keinen Ausweg aus dieser plötzlich entstandenen »Hölle«. Ernst scheint es nicht anders zu gehen. Würden wir in die nahegelegenen Berge flüchten, könnten wir direkt in die Hände der Rebellen fallen, – wenn wir überhaupt soweit kämen. Bei einem Fluchtversuch in das 500 Meter entfernte Dorf würden wir ein Opfer des Kugelregens der Polizei werden. Nach dem Westen rennen? Das ist ebenfalls unmöglich, denn in dieser Richtung hat sich die Armee verschanzt und schießt auf die Rebellen, die sich hinter unserer Hütte befinden.

Während draußen der Kampf unvermindert anhält, laufen die Ereignisse der letzten zwanzig Tage wie ein Film vor mir ab. Nein, so hatte ich mir unseren Missionsdienst in Melfi nicht vorgestellt! Vor drei Wochen waren wir hier eingetroffen mit dem Ziel, eine Missionsstation aufzubauen und eine neue Arbeit im Stamm der Hadjarai zu beginnen. Ernst und ich hatten gedacht, wir könnten innerhalb eines Monats das Wohnhaus für mich und meine kleine Familie im Rohbau fertigstellen. Ernst wollte dann seine eigene Arbeit in der Hauptstadt N'Djamena weiterführen, während Doris und unser 16 Monate alter Rainer in unser neues Zuhause einziehen sollten.

Der Start vor drei Wochen war für Ernst und mich nicht einfach gewesen. Die Erwartung, daß die Regenzeit in Bälde beginnen könnte, trieb uns zu größter Eile an. Aber keinen der Beamten, an die wir uns wegen einiger Formalitäten zu wenden hatten, schien die »trübe« Aussicht zu beeindrucken: *Sie* hatten Zeit! – Der einzige Lastwagen im ganzen Ort, den wir für verschiedene Transporte gemietet hatten, streikte immer wieder und brachte uns in schwierige Situationen. Unsere Geduld wurde oft auf die Probe gestellt, wenn uns das nötigste Material oder Werkzeug fehlte, mit dem wir manches hätten leicht beheben können...

Das Gefecht zwischen den Rebellen auf der einen, der Polizei und der Armee auf der anderen Seite scheint heftiger zu werden. Ich suche nach mehr Schutz. Doch alles, was ich in der Dunkelheit in nächster Nähe finden kann, ist eine weitere Blechkiste. Unsere Hütte besitzt weder Fensterläden noch eine verschließbare Tür. Es ist uns klar, daß es für die Rebellen ein Leichtes ist, Granaten in unsere kleine Behausung zu werfen. Wir können nur durch das Eingreifen unseres Herrn gerettet werden!

Gottes Hilfe durch ein »nicht erhörtes« Gebet

Bei der Auswahl der Arbeiter hatten wir eine tüchtige, einsatzbereite Mannschaft gefunden. Wir mußten 17000 Lehmsteine herstellen, was bei dem bestehenden Wassermangel nicht leicht war. Aus vier verschiedenen Brunnen – einer davon war über 4 km entfernt – sammelten wir das für den Bau benötigte Wasser. Trotz aller Schwierigkeiten ging die Arbeit gut voran, und unser Wohnhaus wuchs in die Höhe. Eine besondere Freude und Ermutigung war es für uns, als bei einer der täglichen Andachten mit den Arbeitern Auwana, ein kräftiger und großer junger Mann aus dem Stamm der Sokoro, aufstand und bekannte: »Ich will Jesus Christus nachfolgen!«

Auch an eine andere Begebenheit erinnere ich mich. Neben unserem Grundstück befand sich ein kleiner Stützpunkt der Fall-

schirmjäger. Diese Soldaten hatten neben anderem einen großen Lagerbestand von Brennstoff (Öl, Benzin und Petroleum) zu bewachen. Eines Abends verabschiedete sich einer von ihnen mit der Mitteilung, daß die ganze Gruppe versetzt würde. Am nächsten Morgen donnerte ein Abschiedsschuß durch die Gegend, und drei Lastwagen verließen die kleine Kaserne. Wir hielten es für selbstverständlich, daß auf dem schnellsten Weg andere Soldaten nachrücken würden. Doch der hochexplosive Brennstoff blieb beinahe unbewacht...

Wir fragen uns bange: »Werden die Angreifer diese Chance für sich nützen und den gesamten Lagerbestand der Armee anzünden?«

Neue Einschläge! Mitten im Dröhnen der Geschosse höre ich Ernst rufen: »Georg, Georg!« Ich gebe Antwort, und wir sind beide erleichtert, denn unser Fragen und Antwortgeben bedeutet: Wir leben!

Heute morgen gingen unsere Blicke immer wieder besorgt zum Himmel. Große Wolken waren aufgezogen, und in der Ferne rollten die Donner eines Gewitters. Wird es auch in Melfi regnen? war unsere besorgte Frage. Wir beteten: »Herr, bitte noch keinen Regen! Sieh, unsere frischen Lehmsteine und die neuen hochgezogenen Mauern stehen auf dem Spiel. Du weißt, wieviel Schaden jetzt durch einen starken Regen entstehen kann.« Wir sollten enttäuscht werden. Am Nachmittag prasselte ein Gewitterregen auf uns und das Werk unserer Hände nieder. Hatte Gott unser Problem, unsere Situation nicht verstanden? »Warum, Herr?«

Entgegen unserer Gewohnheit waren wir durch den Regen gezwungen, heute abend unsere Betten in der kleinen Rundhütte aufzuschlagen. Gewöhnlich aßen, schrieben und schliefen wir wegen der Hitze draußen im Freien. Ernst war schon zu Bett gegangen, während ich noch schriftliche Arbeiten verrichtete. Endlich war auch ich fertig geworden und freute mich auf meine Nachtruhe. Plötzlich wurde die Stille durch einen Schuß zerrissen. Gleich darauf folgte Maschinengewehrfeuer. In einer er-

staunlichen Geistesgegenwart war Ernst in die Höhe geschnellt und hatte unsere sehr hell leuchtende Petroleumlampe (500 Watt) gelöscht. Sofort warfen wir uns beide auf die Erde. Wir brauchten keine Erklärung für diesen nächtlichen Überfall. In wenigen Sekunden war uns bewußt, was geschah und daß unser Leben auf dem Spiel stand. Ruhe und Ordnung im Tschad waren schon länger durch mancherlei Gruppen von Rebellen gefährdet. Immer wieder hatten wir in der letzten Zeit von Überfällen auch in unserer nächsten Umgebung gehört. Dörfer waren abgebrannt und beraubt worden. Die Aufständischen hatten auch schon Missionsstationen in der Mitte des Landes angegriffen. Jetzt waren sie bei uns...

Da kräht ein Hahn

Draußen wird es etwas ruhiger. Wir atmen auf. Aber da – ich zucke zusammen – spritzt mir Erde ins Gesicht. Eine Kugel muß direkt vor mir eingeschlagen sein! Erneut peitscht, pfeift und dröhnt es durch die Nacht. Ich denke an Doris und Rainer, und sicher wird auch Ernst mit seinen Gedanken bei seiner Frau und seiner kleinen Tochter weilen. Werden wir unsere Angehörigen wiedersehen? »Herr, wenn du willst, daß wir in dieser Nacht von der Erde scheiden, dann laß mich bereit sein!« So bete ich und werde über allem stille.

Eindreiviertel Stunden sind inzwischen vergangen. Nur noch einzelne Schüsse werfen ihr Echo von den Bergen zu uns zurück. Alles scheint plötzlich wie ausgestorben. Eine unheimliche Stille! Wir verharren in unserer bisherigen Stellung. Übermüdet, die Nerven zum Zerreißen angespannt, so lauschen wir, ob näherkommende Schritte zu hören sind. Die nächtlichen Stunden kommen uns unendlich lange vor.

Da kräht ein Hahn. Noch nie habe ich den Schrei eines Tieres so befreiend empfunden wie diesen Morgenruß. Das etwas entfernt liegende Dorf scheint noch wie ausgestorben zu sein. Aber dieser Hahnenschrei bedeutet Leben.

Die ersten Lichtstrahlen haben gerade die umliegenden Bergspitzen erobert, und mehr und mehr sind nun die Umrisse von Hütten und Bäumen zu erkennen. Wir hören plötzlich Schritte, der Ruf einer bekannten Stimme ist deutlich zu vernehmen. Debsoa, unser treuester Mitarbeiter, sucht nach uns.

Ein neuer Tag bricht an, für Ernst und mich ist es mehr als nur dies. Unsere Glieder schmerzen, und wir sind völlig erschöpft. Aber unsere Herzen sind voll Danken und Staunen über dem Wunder unserer Bewahrung. Noch gestern hatte ich wegen des nicht willkommenen Regens an Gottes Liebe gezweifelt. Und dabei war doch dieser Regen eine deutliche Sprache der Güte unseres Herrn, die wir nicht verstanden hatten! Jetzt aber weiß ich, daß das Gewitter zu unserer Rettung diente, denn es zwang uns, in das Innere der Hütte zu gehen. Hätten uns die Schüsse der Rebellen im Freien überrascht, wieviel leichter hätten sie unser Leben auslöschen können. »Er weiß viel tausend Weisen, zu retten aus dem Tod...«

Inzwischen sind viele Dorfbewohner zu uns gekommen, um sich die »heiße Umgebung« näher anzusehen. Unter ihnen sind unsere Arbeiter und einige wenige Christen. Gemeinsam gehen wir in unsere kleine Kapelle und halten unsere morgendliche Andacht. Dankbar lesen wir die Worte Jesu aus Matthäus 28, 20: »Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.« Die vergangenen Stunden haben die Wahrheit dieser Zusage unterstrichen. Und auch die andere Verheißung machte unser Herr wahr: »Und wenn du ins Feuer gehst, sollst du nicht brennen« (Jes. 43, 2).

Georg Leimeroth
Evangelische Mission im Tschad

CLEMENTINE AUS DEM STAMM DER GAGOU

Ein Frauenschicksal von der Elfenbeinküste

Die letzte Fahrt des Pflanzers

»Koko – koko« – ertönt eine weibliche Stimme vor unserem Haus in Oumé. (Der Ruf »Koko« ersetzt bei den Afrikanern unseres Gebietes die Türklingel.) Wer mag es wohl sein?

Es ist am späten Nachmittag. Auf unserem Bett liegt der Koffer. Ich habe gerade mit Auspacken begonnen. Vor einer knappen halben Stunde sind wir wohlbehalten, wenn auch staubig, durstig und müde heimgekehrt. In der 280 km entfernten Hauptstadt waren Einkäufe getätigt und anderes erledigt worden. –

Ich lasse meinen Koffer liegen und schaue nach. Ein Schulmädchen bringt die Nachricht, daß Matthieu eben gestorben sei. Er sei während unserer Abwesenheit von unserer Mitmissionarin aus seinem Dorf in das kleine Buschspital Oumé transportiert worden. Diese habe schon gehnt, daß es vielleicht die letzte Fahrt für den Pflanzler werden könnte.

Warum hat er nur so lange gewartet, um ärztliche Hilfe zu suchen? Ja, warum? Dieses Warum beschäftigt uns so oft. Immer wieder erleben wir, daß die Leute einfach zu spät ins Krankenhaus kommen.

Während das Mädchen erzählt, stellt sie uns eine bejammernswerte Gestalt vor. Ich kann es kaum glauben, daß dies Matthieus Frau und die Mutter von mehreren Kindern sein soll. Sie ist kaum größer als 1,35 m und ziemlich verwachsen.

Wir drücken Clementine, so heißt sie, die Hand. Da stürzen ihr die Tränen aus den Augen. Auch ich kann bei diesem Anblick das Weinen nicht zurückhalten. Ich lege meinen Arm um die Schultern der Frau, denn mit Worten trösten kann ich nicht. Sie spricht die Sprache des Gagou-Stammes, und wir haben nur et-

was Baule gelernt. Wie soll das Leben dieses Menschenkindes ohne den Ernährer weitergehen?

Schmutzige, grauweiße Tücher umhüllen Clementines kleine Figur. Die Sitte des Gagou-Stammes verlangt, daß nach einem Todesfall nur die ältesten, ungewaschenen Lumpen angezogen werden dürfen. Die schwarzen Kraushaare stehen der Betrübten wild vom Kopf. Auch das gebietet die Tradition, die kleinen, mit Fäden umwickelten Zöpfchen müssen sofort aufgelöst werden. Das jüngste Kind ist auf den Rücken gebunden. Die kleine ausgemergelte Lucy wimmert. Ihre zu magere Mutter hat nicht genügend Milch beim Stillen. Es fehlt aber auch das Geld, um Pulvermilch kaufen zu können.

Wir führen die eben zur Witwe gewordene Frau auf die Veranda und bieten ihr eine Sitzgelegenheit an. Sie zieht es aber vor, sich auf den Boden zu kauern, und das kleine Kind hockt neben ihr. Erst jetzt können wir Lucy mit ihren großen Augen recht sehen. Sie ist neun Monate alt, doch im Gewicht etwa unserem erst vierteljährigen Johannes gleich. Ich hole dem fast nackten Mädchen ein Blüschen und Höschen. Clementine nimmt es dankend an.

Inzwischen sind die Verwandten im nahegelegenen Dorf von Matthieus Tod benachrichtigt worden. Allmählich erscheinen einige. Sie drücken unter lautem Weinen und Schluchzen der Witwe ihr Beileid aus. Unsere Veranda füllt sich immer mehr mit Leuten, ein großer Teil davon sind Christen. Sie alle kommen aus kleinen Buschdörfern, wo sie ihre Kakao- und Kaffeepflanzungen pflegen und bewirtschaften. Nun gesellt sich der afrikanische Pastor Levi dazu. Er liest den Trauernden ein Bibelwort in der Sprache der Guro vor. Ein junger Gagou übersetzt. Bis jetzt ist nur das Markusevangelium in Gagou erhältlich.

Das halbe Vermögen fliegt ins Grab

Nach knapp zwei Stunden brechen alle zum kleinen Krankenhaus hin auf. Sie haben sich entschlossen, den Verstorbenen noch

heute abend in sein Heimatdorf zu überführen. Doedi ist 65 km entfernt, ein abgelegener Ort im Urwald. Dort soll morgen die Bestattung sein.

Endlich kann ich mich wieder dem Kofferauspacken widmen. Doch der Gedanke an den Heimgang dieses Christen und an seine hinterlassene Familie bewegt mich weiter den ganzen Abend. Mein Mann erfährt vom Krankenpfleger, daß Matthieu »voller Würmer« war und daran gestorben ist. Schon wochenlang hatte er kaum mehr gegessen. Es stimmt: Die Kosten für die Fahrt zu dem am nächsten wohnenden Arzt in Oumé und die Medikamente bedeuten eine große finanzielle Belastung für einen armen Pflanzer. Trotzdem – was steckt letztlich hinter dem Warten und Zögern, den Arzt aufzusuchen? Ist es Gleichgültigkeit der Krankheit gegenüber? Oder sogar Angst vor dem Doktor? Oder noch mehr? Bei den Heiden wird nach jedem Todesfall nach dem Täter oder Mörder gesucht, selbst bei unheilbaren Krankheiten.

Am folgenden Tag fährt mein Mann nach Doedi. Das Auto ist voll beladen mit Christen, die ihrem Glaubensbruder das letzte irdische Geleit geben möchten. Beerdigungen spielen eine sehr große Rolle im Leben der Afrikaner. Als Missionare bedürfen wir vieler Weisheit und Liebe vom Herrn her, um den Gläubigen zu helfen, ins rechte Verhältnis zu den alten Bestattungstraditionen zu kommen. So auch in diesem Fall.

Zahlreich sind die Gagou, die sich um das offene Grab versammeln. Ein Ältester, der afrikanische Pastor und mein Mann bringen biblische Kurzbotschaften. Was für eine Gelegenheit, so viele Leute, darunter auch Heiden, zu erreichen! Ein Lautsprecher trägt das Evangelium zu den Ohren der restlichen Dorfbewohner. Der Sarg wird ins Grab gesenkt. Und nun? Werden auch dieses Mal wieder so viele der kostbarsten Tücher und Stoffe mit ins Grab gegeben, weil es die Sitte verlangt? Werden auch jetzt die Christen sich anpassen und beinahe wetteifern mit den Heiden, wer dem Verstorbenen am meisten an teuren Pagnes (afrikanischen Tüchern) mitgibt? Oder hat unter ihnen jemand

den Mut, gegen den Strom zu schwimmen? Bei fast jeder christlichen Beerdigung ist uns diese »Tücher-Tradition« eine große Anfechtung. Auf der einen Seite herrscht eine schreiende Armut – andererseits werfen die Leute halbe Vermögen in die Gräber!

Erschüttert kommt mein Mann spät abends heim. Trotz der Ermahnung eines Ältesten, der selbst ein Gagou ist, war es auch dieses Mal wie immer. Neben dem Grab stand die kleine Witwe Clementine, buchstäblich nur in Lumpen gekleidet. Sie bekam nicht ein einziges Tuch! Wie soll ihr Leben weitergehen – alleingelassen mit drei kleinen Waisen?

Man muß die Frau liebhaben

Unsere Mitmissionarin, die fließend Gagou spricht, sucht sie nach einiger Zeit wieder auf. Im Gespräch erfährt sie, daß Clementine weiter den Jesusweg geht, den sie zusammen mit ihrem Mann eingeschlagen hat. Sie besucht regelmäßig die Gottesdienste im kleinen Buschkirchlein in Doedi.

Einige Monate verstreichen, und wir hören nichts mehr von ihr. Eines Tages jedoch kommt sie und besucht uns. Wir fragen nach ihrem Ergehen. Ein Übersetzer vermittelt die Fragen und Antworten. Sie weist auf ein Häufchen Elend am Boden. Wir sind entsetzt. Da kauert ein Junge, vielleicht drei Jahre alt, voll eitriger Beulen am ganzen Kopf und Körper. Die Fliegen und Mücken belästigen ihn. Es ist der Sohn Anatol. Clementine deckt den kleinen Patienten mit einem Tuch zu, um ihn vor dem Ungeziefer zu schützen. Der Arzt verschreibt sofort eine starke Penicillinur und verbietet engen Kontakt mit andern Kindern. Die Behandlung soll etwa vier Wochen dauern. Weil in Afrika die Angehörigen ihre Kranken im Spital selbst versorgen, bleibt Clementine auf der Missionsstation und geht regelmäßig mit Anatol zum Krankenpfleger, der die Spritzen gibt.

Wir haben nun das wirkliche Vorrecht, das verwachsene Frauen besser kennenzulernen. Was strahlt doch für eine große

Dankbarkeit aus ihren Augen bei den kleinsten Hilfeleistungen, die wir ihr erweisen dürfen! Ja – es ist ein Dürfen, denn wir sehen uns danach, das Schicksal dieser schwergeprüften Christin zu erleichtern. Im Staat Elfenbeinküste, einer früheren französischen Kolonie, ist Französisch die Amtssprache. »Merci« (Danke) ist eines der wenigen Worte dieser Sprache, die Clementine kennt. Doch mit was für einer innigen Herzlichkeit spricht sie es immer wieder aus! Man muß die Frau lieben. Jeden Abend führt unsere Mitmissionarin mit ihr eine Lesestunde in Gagou durch. Mit viel Eifer lernt sie. Auch ist sie froh über die Gebetsgemeinschaft, und wir spüren, wie Jesus immer mehr ihre Stärke wird.

Nach etwa zehn Tagen erhält sie plötzlich eine Hiobsbotschaft aus ihrem Dorf. Ihr ältestes Kind, die fünfjährige Simone, war bei der Großmutter geblieben, und nun hat sie sich vor einigen Tagen wieder das Bein gebrochen. Wieder gebrochen? Ja, es ist schon das drittemal innerhalb weniger Monate geschehen. Es bleibt der Mutter nichts anderes übrig, als dieses Kind auch noch zu holen. Der Arzt aber kann nicht helfen. Durch die zeitliche Verzögerung sind die Knochen falsch zusammengewachsen, so daß der Fuß schräg vom Bein absteht. In Oumé gibt es keinen Röntgenapparat, und Simone wird in ein größeres Krankenhaus überwiesen, das 200 km entfernt ist. Dort wird bei ihr eine unheilbare Knochenkrankheit festgestellt, ebenfalls bei ihrem dreijährigen Bruder Anatol, der auch im Gehen behindert ist. Nach ärztlicher Voraussage wird Simone nie mehr gehen können.

»Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig«

Unsere Witwe trägt alles mit vorbildlichem Mut. Sie findet ihre Zuversicht täglich neu beim Herrn. Inzwischen sind glücklicherweise Anatols Eiterbeulen am Verheilen, und die vaterlose Familie kann in ihr Dorf zurückkehren. Bald wird der von Clementine angepflanzte Reis reif sein. Ob sie nun ruhigere Tage vor sich hat?

Mit viel Freude nimmt sie an einer Frauenkonferenz der Gemeinde teil. Ihr Herz ist hungrig nach der biblischen Botschaft. Auch Unterricht im Nähen ist in den Tageslauf eingefügt. Mit viel Geschick fertigt sie Kinderkleidchen an. Während dieser Woche lernt das jüngste Kind, die kleine Lucy, laufen. Was für ein Stolz und eine Freude für die schwergeprüfte Mutter: Eines ihrer drei Kinder kann richtig gehen!

Einige Wochen vor unserem Heimaturlaub taucht Clementine nochmals bei uns auf. Sie zeigt auf Lucy, die keuchend und schwer atmend in ihrem Arm liegt. Sie hat hohes Fieber. Es handelt sich um einen sehr schweren Fall von Masern, und der Arzt spritzt sofort Gammaglobin. Leider ist es schon zu spät. Die Lebenskraft schwindet, und das erst zweijährige Mädchen stirbt am nächsten Tag.

Was für ein Schmerz! Wir leiden sehr mit. Jetzt braucht die Mutter dringend unsere Hilfe im Gebet. Sie kann das Geschehene nicht fassen und ist der Verzweiflung nahe. Als sie ins Dorf zurückkehrt, wird sie gleich von einigen Bewohnern mit Anklagen überhäuft: »Wärst du mit dem Kind zum Mediziner gegangen und nicht zum Gott der Weißen, es wäre noch am Leben!« Was für eine Anfechtung! Wie nur sollen wir die Unglückliche trösten? Was vermögen hier Worte? Um so mehr befehlen wir sie dem Herrn an, der bei allem schweren Leid, das den Seinen widerfährt, erst ihre Tragkraft gemessen hat.

Wir dürfen es noch erleben, wie Clementine nach einiger Zeit neuen Mut faßt und neue Kraft im Herrn gewinnt. Menschlich gesehen – was für eine Zukunft! Sie ist ohne Mann und hat zwei gebrechliche Kinder. Sie selbst hat nur eine kleine Kraft. Wir beten, daß der Herr sie erfahren läßt: »Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig!«

Hanni Krieg
Weltweiter Evangelisations-Kreuzzug

GEPLANT, GEBAUT UND GELEBT

Werden, Wesen und Wirken einer Gemeinde in Westafrika

Gemeindesonntag in Lunsar

Sonntag, 19. Januar 1975. Wir sind um 7 Uhr von Freetown, der Hauptstadt von Sierra Leone, in Richtung Lunsar gestartet. Wir müssen mit einer Fahrzeit von drei Stunden rechnen. Der Morgen ist kalt. Fast vergißt man, in Afrika zu sein. Plötzlich einige Schläge, und der Wagen rollt hart weiter. Reifenpanne! Durch die Reparatur und die aufgehende Sonne wird uns wärmer.

In Lunsar werden wir von der Gemeinde in ihrer Behelfskirche erwartet. Platz ist an sich nur für 80 Menschen, aber die Menge der Gottesdienstteilnehmer ist doppelt so groß. Es wird viel gesungen. Die Predigt des jungen Gemeindepastors ist eindringlich und ruft zur Treue in der Nachfolge. Dann werden Gebetsanliegen genannt und Grüße ausgetauscht. Anschließend ist der Gemeindevorsitzende an der Reihe und gibt die Bekanntmachungen für den Gemeindedienst der folgenden Woche. Nach dem Gottesdienst wird der Bauplatz für die neue Kirche besichtigt. Er liegt in der Mitte des Ortes und ist von der Familie des Bezirkshauptlings zur Verfügung gestellt worden. Anschließend geht es zum Essen ins Haus des Pastors. Die halbe Gemeinde und hungrige Gäste umlagern Haus, Küche und Tisch.

Ein guter biblischer Dreiklang

Am Rande der Stadt hat die Gemeinde ein großes Gelände erhalten zur Errichtung eines »Opthalmic and Training Center«. Hier soll mit Hilfe der Christoffel-Blindenmission eine Klinik, die Basis für eine mobile Arbeit an Augenkranken, und eine Schule für junge Männer aufgebaut werden. Die letzteren werden als Evangelisten und Hilfskrankenpfleger ausgebildet. Die Arbeit einer

christlichen Gemeinde kann sich nicht auf den Gottesdienst am Sonntag beschränken. Menschen, die zum Glauben an den Herrn Jesus Christus gekommen sind, sind seiner Liebe begegnet und geben sie in Wort und Tat an andere weiter.

In Lunsar und Umgebung gibt es sehr viele Augenkranke. Manche sind blind, oder sie werden erblinden, wenn ihnen medizinisch nicht geholfen wird. Die Gemeinde ist zu letzterem bereit. Hoffentlich gibt das Gesundheitsministerium seine Zustimmung. Morgen soll die entscheidende Sitzung stattfinden.

Im Gottesdienst hat der Sekretär die Gemeinde in Kleinstgruppen zu je zwei Personen aufgeteilt und ihnen besondere Einsatzgebiete zugewiesen. Lunsar-Marampa ist eine Doppelstadt in Sierra Leone. Sie zählt etwa 15000 Einwohner und ist das Zentrum des Eisenerzbergbaus. Die Stadtbewohner sind Mohammedaner und Animisten. Nur wenige sind Christen. Die Menschen sind am Evangelium wenig interessiert. Sie brauchen es aber, denn es ist die Kraft Gottes zur Rettung für alle, die daran glauben. Darum machen sich die Gemeindeglieder immer wieder zum persönlichen Zeugnisdienst auf. Sie berichten ihren Mitbewohnern von dem neuen Leben mit Jesus Christus und in der Gemeinde. – Gottesdienst in Verkündigung und Anbetung, Evangelisation und tätige Liebe, die dem Nächsten hilft, sind der biblische Dreiklang einer lebendigen Gemeinde.

Zwei Minister stimmen zu

Montag, 20. Januar 1975. Der Tag beginnt mit einem kurzen Besuch beim deutschen Botschafter in Freetown, der an unserer Arbeit sehr interessiert ist. Im Gesundheitsministerium herrscht Hochbetrieb. Der Minister hat wenig Zeit. Nach kurzer Wartezeit sitzen wir aber dann doch um seinen Schreibtisch über unseren Plänen für Lunsar. Dem Minister wäre es lieber, wenn wir mit der Hilfe für Augenkranke in der Stadt Bo beginnen würden. Wir können ihm aber klarmachen, daß wir unsere medizinische und soziale Arbeit grundsätzlich in Verbindung mit missionari-

scher Gemeindegemeinschaft durchführen. Nach längerer Debatte stimmt der Gesundheitsminister unserem Plan zu.

Am Nachmittag werden wir vom Staatsminister (= Sonderminister ohne einen bestimmten Geschäftsbereich) in seiner Residenz empfangen. Er ist zugleich der Bezirkshauptling des Lunsar-Marampa-Gebietes und ebenfalls interessiert an unserer Arbeit. Mit seiner Hilfe haben wir die Grundstücke und Wohnungen in Lunsar bekommen. Wir schildern noch einmal eingehend die Projekte, welche die Gemeinde in Lunsar durchführen will, und wir berichten auch vom positiven Verlauf des Gespräches mit dem Gesundheitsminister. Der Staatsminister hat aus dem Archiv eine Studie über Augenkrankheiten in Sierra Leone heraussuchen lassen, die vor einigen Jahren von englischen Ärzten verfaßt worden ist. Im Blick auf die tropischen Augenerkrankungen hat sich die Situation im Vergleich zu damals eher verschlechtert als verbessert. Der Minister sichert uns zu, daß er sich hundertprozentig einsetzen will für das gute Vorhaben der Gemeinde unter den Menschen seines Landes. Gemeinsames Gebet und eine weitere Einladung schließen die Audienz ab. Der Herr kann auch die Herzen von Ministern und maßgeblichen Regierungsbeamten lenken. Dankbarkeit und Freude erfüllen unsere Herzen.

Eine Frau ist zum Dienst bereit

Vor einigen Jahren hatte es in Lunsar so begonnen, daß sich einige zugezogene Christen aus verschiedenen Denominationen zusammengefunden hatten. Sie wollten Gemeinschaft haben unter dem Wort und im Gebet. Aber sie hatten keinen Prediger. Die Entfernung zu anderen Gemeinden war groß. Immer wieder war eine Frau zum Dienst bereit. Sie ist verheiratet und hat Kinder und ein volles Maß an Arbeit. Aber sie liebt das Wort Gottes, den Herrn Jesus Christus und seine Gemeinde. Die Liebe Jesu bewegte sie dazu, Menschen, die nichts von Jesus wußten, die Frohe Botschaft von seinem Heil weiterzusagen. Man hielt Ausschau nach weiteren Möglichkeiten zur Verkündigung und

Evangelisation. Und nach Jahren des geduldigen Wartens hat dann im Jahre 1974 ein verstärkter Gemeindedienst eingesetzt.

Gott ruft drei Männer

Drei Männer waren es, die der Herr offenbar besonders für den Bau der Gemeinde in Lunsar gebrauchen wollte. Würden sie innerlich aufmerksam sein, um Gottes Weisungen zu hören? Würden sie die Not der Menschen ohne Jesus und die Dringlichkeit der Hilfe sehen? Der erste war Rev. (Pastor) Joseph Mans von der »Sierra Leone Baptist Convention«, der auf seinen Fahrten nach dem Norden des Landes immer wieder durch Lunsar und Marampa kam. Er sah die Stadt mit ihrem Leben und Treiben. Es war ihm klar: Hier muß das Evangelium verkündigt werden! Wer aber konnte diesen Dienst tun, wo sollte er geschehen? Rev. Mans lernte die kleine Gruppe von Gläubigen kennen, und gemeinsam beteten sie zum Herrn um eine stärkere Verkündigungsmöglichkeit.

Von Rev. Mans erfuhr der deutsche baptistische Missionar Hans Hagen von der Doppelstadt im Industriegebiet, welche die Botschaft von Jesus braucht. Er brachte diese Sache im Gebet vor Gott, und es wurde ihm klar, daß sich in Lunsar eine Tür für das Evangelium öffnen wollte. In gemeinsamem Gebet, in Beratungen und Finanzplanungen wurde der Bau einer Kirche, die Anstellung eines Pastors und die Errichtung einer Klinik ins Auge gefaßt.

Sylvanus Valcarcel, ein junger Mann aus Sierra Leone, ist vor etlichen Jahren Christ geworden. Er hatte einen Ruf vom Herrn in die Reichgottesarbeit. In der Zeit der Ausbildung in der Bibelschule gingen seine Gedanken und seine Fürbitte immer wieder in Richtung Lunsar. Dort hätte er gern für den Herrn gearbeitet. Nach seinem Abschluß in der Bibelschule wurde er aber in eine ganz andere Gegend berufen. Das erschien ihm unverständlich. Er begann aber zu arbeiten und sammelte Erfahrungen. Und eines Tages wurde er gefragt, ob er nicht Gemeindepastor in Lun-

sar werden wolle. Froh und dankbar nimmt er den Ruf an. Er geht nach Lunsar, an den Ort, an den er so oft gedacht hat, und der Herr segnet seinen Dienst.

Nachtclub, Wellblechbaracke und Kirche

Als im Jahre 1974 die kleine Gruppe in Lunsar beschließt, das Evangelium stärker in die Öffentlichkeit zu tragen, erhebt sich die Frage, wo das geschehen könnte. Größere Räume sind schwer zu bekommen. Jemand hat erfahren, daß ein Nachtclub nicht mehr existiert und daß dessen frühere Räumlichkeiten zu mieten seien. Aber kann in einem Nachtclublokal Gottes Wort verkündigt werden? Man wagt es, und Menschen kommen zum Glauben und zur Gemeinde. Bald wird ein größerer Raum benötigt. Die Gemeinde geht ans Werk und baut eine provisorische Wellblechkirche. Ihre Entwicklung wird von dem primitiven Bauwerk nicht beeinträchtigt. Im Lob und Dienst der lebendigen Gemeinde wird solche Äußerlichkeit unwesentlich.

Die Gemeinde wächst weiter und braucht wieder Raum. Der ihr Anfang 1975 gegebene Platz im Zentrum der Stadt ist inzwischen nicht mehr leer. Mit großen persönlichen Opfern der Gemeindeglieder und mit Hilfe von anderen Freunden aus Sierra Leone und dem Ausland ist eine Kirche für mehrere hundert Personen errichtet worden. Dort versammelt sich nun die Gemeinde zum Dienst der Verkündigung und Anbetung und als Basis für Mission, Evangelisation und die tätigen Werke der Liebe Jesu.

Wachstum im großen Strom

Vor einem guten Jahrzehnt übernahm die Europäische Baptistische Missionsgesellschaft (deren Missionare zu einem großen Teil von der Außenmission der Bundes Ev.-Freikirchl. Gemeinden gestellt werden) von einer britischen Gesellschaft die Verpflichtung zum missionarischen Dienst in Sierra Leone. Unter

Leitung des englischen Pastors Clifford Gill gingen einige deutsche Missionare in Freetown und Mambolo an die Arbeit. Das Evangelium wurde verkündigt. Dazu kamen Krankenarbeit und Gesundheitsfürsorge. Bei einer Cholera-Epidemie setzten sich unsere Missionare voll ein.

Es kam zur Gründung eines Gymnasiums. Die ersten Schüler konnten schon ihr Abschlußexamen ablegen, das sie zum Studium an der Universität von Sierra Leone berechtigt. Mohammedaner kamen zum Glauben, Gemeinden entstanden, und 1973 konnte die »Sierra Leone Baptist Convention« gegründet werden. Die jungen Gemeinden, die aus der Arbeit europäischer und nigerianischer Missionare entstanden sind, haben inzwischen die Verpflichtung zum eigenen missionarischen Einsatz erkannt. In der Kraft der ersten Liebe sind sie in fünf Vereinigungsgebieten am Werk. Der unermüdliche Einsatz geschieht mit Freude und Glaubensmut. Es kommen Menschen zum Glauben und zur Gemeinde. Sie lernen mit einzustimmen in das weltweite Lob des Volkes Gottes und werden zubereitet für den Tag der Wiederkunft des Herrn. In diesem Segensstrom des Geistes Gottes lebt und wirkt auch die Gemeinde in Lunsar.

Helmut Grundmann
Außenmission des Bundes
Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden

WAS AUF DER »SCHLANGENINSEL« GESCHAH

Von Gottes Wirken unter Buschnegern in Surinam

Der Lehrer und sein Buch

Über eine weite Strecke bildet ein Fluß die Grenze zwischen Surinam und Französisch-Guayana im Nordosten von Südamerika. Eine der Inseln darin heißt »Schlangensinsel«. Dort wohnt eine kleine Gruppe von Buschnegern vom Stamm der Aluku. Es handelt sich um Nachkommen geflüchteter Negerklaven.

Bago und Letesia sind zwei junge Männer aus diesem kleinen Stamm. Sie sind heute 24 und 25 Jahre alt, und durch sie hat der Herr Jesus Großes unter den Stammesgenossen getan und tut es jetzt noch. Zusammen mit ihrer Mutter, die schon seit vielen Jahren Witwe ist, ihren Geschwistern und anderen Verwandten wohnen sie schon lange auf der Schlangensinsel. Seit frühester Jugend waren sie geschickt in vielen Verrichtungen. Sie lernten Einbaumkanus herzustellen, Gewehrfallen entlang von Wildfährten aufzustellen und Wildschweine bei der Jagd einzukreisen. Sie beherrschten die verschiedensten Methoden, um Fische zu fangen. Sie kannten die Blätter und Kräuter, mit denen man Krankheiten behandelte und den Geistern opferte. Zum Umgang mit den letzteren hatten sie sich auch eine Reihe von Gebetsformeln einzuprägen. Es verging kein Tag, an dem die Jungen nicht gerade auf diesem Gebiet Anschauungsunterricht bekamen.

Die Mutter war nämlich im ganzen Stamm bekannt wegen ihrer Fähigkeit, alle möglichen Schutzamulette herzustellen. Auch hatte sie mit den Geistern der Verstorbenen regelmäßigen Kontakt. Nicht selten redeten die Geister durch sie in einer Sprache, die nur wenige Eingeweihte verstehen und übersetzen konnten.

In diese Welt hinein verbreitete sich eines Tages die Neuigkeit, daß ein weißer Mann gekommen sei, um unter den Buschnegern

zu leben. Alle nannten ihn »Lehrer«, da er entlang des Flusses einmal in dieses, dann in jenes Dorf kam, um etwas aus »Gottes Buch« zu erzählen.

Er sprach von einem Gott, der nicht nur Himmel und Erde erschaffen hat, sondern der auch die Buschneger liebt und sie von ihrer ständigen Furcht vor den Geistern und dem Tod befreien will und kann. Er sagte, daß dieser Gott seinen Sohn Jesus als Retter und Helfer für alle Menschen gesandt habe. Bago und Letesia hörten dem Lehrer auch einmal zu. Was er von dem großen Helfer erzählte, das gefiel ihnen. Einen solchen könnte man in der Tat brauchen, denn genau besehen drehte sich das ganze Leben und Treiben im Stamm darum, Schutz und Hilfe zu bekommen gegen die vielen unsichtbaren und unheimlichen Mächte.

Eines Tages ließ sich der Lehrer ganz auf der Schlangeninsel nieder, um die Bewohner aus dem »Buch Gottes« zu unterrichten, Schulunterricht zu geben und Kranke zu behandeln. Eifrig halfen auch Bago und Letesia beim Roden des Bambusdickichtes und beim Bau des Hauses für den fremden Gast. Mit offenen Ohren und Herzen hörten sie von all den wunderbaren Gottestaten, die in dem »Buch« berichtet waren. Immer mehr wuchs bei ihnen die Überzeugung, daß Jesus wirklich stärker sei als alle Geister. An einem Sonntagmorgen vertrauten sie ihm ihr Leben im Glauben völlig an.

Die frühere Angst war weg

Nun begann etwas ganz Neues und bisher Ungekanntes im Leben der beiden. Die Geisterfurcht hatte für sie ihre beherrschende Stellung verloren. Als zum Beispiel ein Stück Urwald für ein neues Feld gerodet werden mußte, schauten Bago und Letesia nicht mehr ängstlich nach Termitenhügeln oder bestimmten Steinen, in denen angeblich die Geister wohnten, welche die Ernte verderben können.

Neu war allerdings auch die Feindschaft der nächsten Angehöri-

gen. Diese waren gar nicht erbaut über die »Freiheiten«, die sich die beiden den Geistern gegenüber erlaubten. Ein Medizinmann prophezeite: »Wenn ihr den Geistern keine Ehre mehr erweist, werden sie sich an euch rächen.«

Täglich beteten die Brüder, daß die Mutter, die Geschwister und die übrigen Verwandten doch auch Jesus als Heiland und Herrn in ihr Leben aufnehmen möchten. Drei Jahre vergingen jedoch, bevor sie eine erste Erhörung ihrer Gebete erlebten. Vier ihrer Freunde erklärten eines Tages ihre Bereitschaft, auch den Jesusweg zu gehen. Mit noch mehr Eifer bezeugte fortan die kleine Schar ihren Glauben an Jesus, und immer mehr ihrer nächsten Freunde schlossen sich ihnen an. Aber unter den Erwachsenen rührte sich noch nichts.

Eines Tages hörten Bago und Letesia, daß in einem entfernt gelegenen Dorf ein großer Baum gefällt werden solle. Er stand dem Bau einer Poliklinik im Wege. Obwohl 125 Gulden für die Arbeit geboten wurde, fand sich niemand, der sie übernehmen wollte. Noch nie – so behauptete hartnäckig das Gerücht – hatte es jemand überlebt, der sich an einem solchen Baum vergriffen hatte. Dennoch machten sich die beiden Brüder im festen Vertrauen auf ihren Herrn auf den Weg, um die angebotene Arbeit zu verrichten. Als sie aufbrachen, warnte sie ihre Mutter und drohte, daß sie hinfort kein Wort mehr mit ihnen sprechen würde.

Der Baum war ein Riese. Vier Männer konnten ihn kaum umspannen. Während die Jungen ihre Äxte schärften, hagelte es Drohungen und Verwünschungen der Dorfbewohner gegen sie. Aber sie gingen getrost ans Werk. Nach einer Stunde stellten sie erstaunt fest, daß der Baum innen hohl war. Nach vier weiteren Stunden fiel der Urwaldriese mit lautem Getöse zur Erde und verursachte ein kleines Erdbeben. Die anfänglichen Zuschauer waren längst alle in ihre Hütten geflüchtet.

Als Bago und Letesia nach vollbrachter Arbeit und empfangenem Lohn wieder daheim ankamen, machte Mutter Akantee ihre Drohung nicht wahr. Sie fragte ihre Söhne vielmehr nach allen

Einzelheiten des Geschehens. Wie verlangte auch sie im tiefsten Inneren nach der Freiheit, die ihre Söhne besaßen! Aber die Furcht vor Menschen und Geistern war noch stärker.

Es reichte für Dach und Akkordeon

Da man sich bis jetzt zu den Zusammenkünften immer unter freiem Himmel im Dorf versammelt hatte, beschlossen die jungen Gläubigen, ein kleines Kirchlein zu errichten. Bago und Letesia übernahmen die Bauleitung. Von den Pfählen bis zu den Dachschildeln lieferte der Urwald das Baumaterial. Probleme gab es nur beim Dach. Damit dieses recht dicht war, mußte der Dachstuhl mit gesägten Balken und Spanten gebaut werden. Das war teuer! In der flußabwärts gelegenen Sägemühle hatte man Bago gesagt, daß er für 75 Gulden das benötigte Material bekommen könne.

Er besaß 150 Gulden, die er für den Kauf eines kleinen Akkordeons erspart hatte. Er dachte an die zahlreichen Opfer – auch geldlicher Art –, die seine Stammesgenossen regelmäßig den Geistern darbrachten, ohne je über deren Gunst und Hilfe Gewißheit zu bekommen. Bago wurde es ganz klar, daß er von der Hälfte des gesparten Geldes das Material für den Dachstuhl kaufen sollte. Vielleicht reichten die restlichen 75 Gulden dann doch noch für ein kleines Instrument.

Als das Dach auf der kleinen Kirche angebracht war, reisten Bago und sein Bruder mit noch einigen Freunden den gefährlichen Fluß abwärts zur Küste. In der Stadt suchten sie nach einem Akkordeon, verloren aber bald jegliche Hoffnung. Alle Instrumente waren viel teurer, als Bago es sich vorgestellt hatte. Aber er suchte trotzdem noch weiter. Schließlich bekam er in einem kleinen Musikladen die überraschende Auskunft, daß dort ein kleines Akkordeon für 75 Gulden zu verkaufen sei. Es stand hoch oben in einem Regal. Als der Verkäufer es heruntergeangelt hatte, war in großen Ziffern auf der Schachtel zu lesen: 72,50. So bekam Bago sein heißersehtes Akkordeon und noch 2,50 Gulden dazu!

Plötzlich war es wie ein Dambruch

Nach zweijähriger Bauzeit war das Kirchlein fertig. Es war ein Schmuckstück geworden mit seinen weißgestrichenen Bretterwänden, den weißen Bänken und dem glatten Zementfußboden. Am fröhlichen Einweihungstag war ein besonderer Höhepunkt die Taufe von Aminto und seiner Frau. Die beiden waren Onkel und Tante des Brüderpaares. Sie hatten inzwischen dem Heidentum den Rücken gekehrt und ihr Leben an Jesus hingegeben. Sie waren erfüllt von dem, was der Herr in ihrem Leben getan hatte, und gaben davon überall freudig Zeugnis. Die ständige Angst vor den Geistern, die das Leben oft zur Hölle gemacht hatte, gehörte bei ihnen der Vergangenheit an. Die andern Erwachsenen jedoch hielt immer noch die Furcht vor der Rache der Geister davon ab, das neue Leben unter der Leitung Jesu zu wählen.

Täglich versammelten sich fortan die Gläubigen am Abend nach dem Schulunterricht in dem Kirchlein, um gemeinsam aus dem Wort Gottes zu lernen und für ihre Angehörigen zu beten. Und der Herr erhörte das anhaltende Flehen.

Plötzlich war es wie ein Dambruch. Immer mehr Erwachsene übergaben jetzt ihr Leben Jesus. Auch Mutter Akantee nahm Jesus als ihren Herrn an. All der Zauber- und Geisterkram, mit dem sie bisher gearbeitet hatte, wurde im Fluß versenkt. Hinfort redeten keine Geister mehr durch sie. Zwei ihrer Töchter wurden frei von dämonischer Besessenheit, ebenso einer der Söhne, der völlig an den Alkohol versklavt gewesen war. Alle sieben ihrer noch lebenden Kinder sind heute ein Eigentum Jesu.

Auch in der Familie des Medizinmannes, der Bago und Letesia einmal den sicheren Tod vorhergesagt hatte, ist Jesus Sieger geworden. An dem zu Französisch-Guayana gehörenden Ufer, wo er wohnt, hat sich um ihn herum eine kleine Gemeinde gebildet.

50 Buschneger sind jetzt in der in diesem Bericht geschilderten Gegend Jünger Jesu geworden. Anderswo kommen weitere 50 dazu. Bedenken wir aber, daß es insgesamt etwa 35 000 Buschneger gibt!

Die gläubig gewordenen Aluku finden sich mit dieser Tatsache nicht ab. Täglich sind sie auf dem Fluß unterwegs und besuchen die verschiedenen Dörfer, um dort die »Gute Neuigkeit« von Jesus zu verkündigen, der gekommen ist, Sünder zu retten und die Werke der Finsternis zu zerstören und der bald wiederkommen wird, um die Seinen zu sich in sein Reich zu holen.

Dieter Schleppi
Deutsche Missionsgemeinschaft

»DIE INSELN WARTEN AUF MEINEN ARM«

Flußmission auf dem Paraná

»Betet für mein Kind!«

Die Abendversammlung war zu Ende. Etwa 60 Menschen, Kinder, Frauen und Männer, drängten sich in dem kleinen Raum und der angrenzenden Küche. Die Botschaft von Jesus in Bild und Predigt hatte sie gefesselt. Fröhlich hatten sie mitgesungen:

»Jesus Christus geht jetzt vorüber.
Wo er Eingang findet, verändert sich alles.
Die Traurigkeit der Sünde weicht,
und die Freude der Errettung zieht ein.«

Da kam auf einmal eine Frau nach vorn und streckte uns ein etwa zweijähriges Kind entgegen: »Betet bitte zu Jesus für mein Kind! Es ist seit einigen Tagen sehr krank.« Wir legten dem Kind die Hände auf und riefen den Namen Jesu an, der über alle Macht der Finsternis und über die Krankheit Gewalt hat.

Dann gingen alle auseinander. Einige kehrten zu Fuß durch Wald und dazwischenliegende Felder zurück in ihre Hütten. Andere bestiegen ihre schmalen Boote und ruderten in die Nacht hinein zu andern Inseln.

Wir schauten ihnen nach, und unsere Gedanken begleiteten sie noch ein Stück auf ihrem Weg. Es handelte sich um einige wenige Familien von den annähernd 2000, die auf den Inseln des Paraná-Flusses in den brasilianischen Bundesstaaten São Paulo und Paraná in sehr primitiven Verhältnissen leben. Die durchschnittliche Flußbreite beträgt etwa drei Kilometer. Es gibt aber auch Stellen, wo die Entfernung von Ufer zu Ufer sich auf ein Mehrfaches ausdehnt.

Die Inseln – etwa 130 an der Zahl – sind sehr verschieden groß. Oft wohnen nur wenige Familien auf einer Insel. Es gibt aber

auch größere von 30–40 Kilometern Länge. Auf einer davon wohnen 150 Familien. Die größte Insel ist 100 km lang und bis zu 6 km breit. Auf ihr gibt es auch kleinere Ortschaften. Auf diese einsamen, vergessenen Inseln hat sich in der letzten Zeit in besonderer Weise unsere Aufmerksamkeit gerichtet.

Vor 44 Jahren sandte die Marburger Brasilien-Mission ihre ersten Missionare zu deutschstämmigen Siedlern, die im Urwald wohnten. Im Jahre 1974 hörte sie neu den Ruf der hart um ihr Dasein kämpfenden Inselbewohner: »Kommt herüber und helft uns!« Deren geistliche, kulturelle und wirtschaftliche Not ist groß.

Im Januar 1975 wurde das Missionsboot »Mensageiro Boas Novas« – »Botschafter der Guten Nachricht« – seiner Bestimmung übergeben. Monat für Monat ist seitdem der »Mensageiro« für acht bis zwölf Tage unterwegs. Unsere Gemeinden sind für diesen besonderen Missionsdienst wach geworden und arbeiten bei den Einsätzen mit.

Hat Jesus nur das Kind angerührt?

Bevor wir am nächsten Morgen die Insel verließen, wurde uns mitgeteilt: »Das Kind ist gesund geworden.« Der Herr, der gute Arzt, kann – nicht: muß – auch leiblicher Krankheit wehren. Der Vater schenkte uns drei große Fische, die er noch in der Nacht gefangen hatte. Uns bewegte die Frage: »Hat Jesus nur das Kind angerührt?« Nein – auch das Herz des Vaters! Das erfuhren wir beim nächsten Besuch. Mit großer Spannung wurden wir schon erwartet. Nach der herzlichen Begrüßung machte die Frau sich zum Sprecher: »Mein Mann konnte es kaum erwarten, bis Sie wiederkamen. Er wollte schon beim letztenmal Jesus als seinen Heiland und Herrn annehmen. Es waren aber so viele Leute im Hause, daß er sich schämte.«

Gott tat in dieser Stunde beiden Eltern das Herz auf. Sie baten den Herrn, er möge ihnen die Sünden vergeben und fortan ihr

Leben erfüllen und regieren. Später eröffnete uns der Mann: »Wir müssen unsere Insel und das Haus verlassen. Der Besitzer will das Land verpachten.« Groß stand die Sorge vor ihnen: »Wo sollen wir unterkommen mit unseren sechs Kindern?« Hier hatte die Familie wenigstens zwei Räume, Arbeit und einen geringen Verdienst. »Ich werde im Wald am Flußufer eine Zeltplane aufspannen, damit wir einen Unterschlupf finden«, sagte der Mann. »So haben wir schon einmal einige Wochen zugebracht.«

Wir sagten den Leuten ein Wort Gottes, die Verheißung in Hebräer 13, 5–6: »Der Herr hat gesagt: ›Ich will dich nicht verlassen noch versäumen.‹ So dürfen auch wir getrost sagen: ›Der Herr ist mein Helfer, ich will mich nicht fürchten; was sollte mir ein Mensch tun?‹« Dann brachten wir die Not im Gebet vor Gott und dankten ihm, daß er seine Verheißung an seinen Kindern wahr machen würde. Wie, das wußten wir noch nicht.

Vier Wochen später fuhren wir wieder die Insel an und hörten mit Erstaunen, wie schon am Tage nach unserer Abfahrt der Familie auf der Nachbarinsel ein Haus und Arbeit mit besserem Verdienst angeboten worden war. Gleich besuchten wir unsere Freunde dort. Mit Herzensbewegung berichteten sie, wie wunderbar Gott geholfen hatte. »Die Inseln harren auf mich und warten auf meinen Arm« (Jes. 51, 5). Dieses verheißungsfrohe Prophetenwort war uns in unserer Arbeit Licht und Ansporn geworden, und wieder einmal erlebten wir seine Wahrheit an der inneren Erlösung und der äußeren Hilfe, die Gottes Arm über diese Familie hatte kommen lassen.

Das Leben ist hart

Die Inseln auf dem Paraná – oft ein richtiges Labyrinth – sind im Besitz der Marine. Aber man kann das Benützungsrecht für 99 Jahre erwerben. Der Boden ist gut und das Klima warm und feucht, so daß beinahe alles wächst, was man in die Erde steckt. Die Lebensbedingungen sind allerdings hart. Es sind gewöhnlich Tagereisen mit dem Ruderboot zurückzulegen bis zu einem klei-

nen Ort, am Flußufer gelegen, wo die Leute ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse wie Reis, Mais und Bohnen oder getrockneten Fisch verkaufen oder dafür andere Lebensmittel eintauschen können. Im Durchschnitt hat jede Familie vier bis fünf Kinder, aber wir trafen auch neun und sogar zwölf Kinder in einer Familie an. Gegen Abend ist man umgeben von Schwärmen von Moskitos und Stechfliegen. Man kann sich ihrer nur durch den Rauch eines qualmenden Feuers erwehren. Bei Hochwasser werden oft die bescheidenen Pflanzungen vernichtet. Wir können bei unseren Missionseinsätzen mit dem »Mensageiro« nicht an der wirtschaftlichen Not der Inselbewohner vorübergehen. Mit Lebensmitteln, Gemüsesamen, Medizin, Seife und Kleidung versuchen wir, den kinderreichen Familien zu helfen.

»Gott hat Sie heute zu uns geschickt«, stellte dankbar eine Mutter fest, die für die siebenköpfige Familie gerade die Tagesmahlzeit richtete. Ein wenig Mais mit Salz und etwas Fett sollte Mittag- und Abendessen zugleich sein. »Ich habe gar nichts mehr im Haus«, sagte sie und nahm dankbewegt unsere Hilfe entgegen. – In einer anderen Familie mit sieben Kindern, in der vor einigen Wochen der Vater und Ernährer gestorben war, hatte die große Tochter hohes Fieber. Wir hatten dieses Mal einen Arzt dabei. Er nahm sich sofort des Mädchens an und stellte den Anfang einer Lungenentzündung fest. Nach der Behandlung sagte er: »Wir haben vermutlich durch unser Kommen dieses Menschenleben gerettet.« Oft ist auf hundert Kilometer keine Apotheke anzutreffen, geschweige denn ein Arzt.

Fluten des Verderbens und der Liebe

Ein anderer tragischer Fall: Ein Vater hatte in der kleinen Hafenstadt einen Sack Mais gegen Lebensmittel umgetauscht. Die Schnapsflasche wurde bei dem Handel nicht vergessen, und sie blieb auch während der Rückfahrt nicht unberührt. Kurz vor dem Anlegen an seinem Haus wollte der Mann noch Wasser aus dem Boot schöpfen. Die Kinder standen schon bereit, um den

Vater zu empfangen. Da sahen sie, wie er das Gleichgewicht verlor, aus dem Boot fiel und in der Strömung versank. Noch war die Leiche nicht gefunden worden.

Wir sprechen der Familie unser Beileid aus und versuchen, der Frau den Trost des Wortes Gottes zu bringen. Immer mehr mittrauernde Nachbarn stellen sich ein. Schließlich sind etwa 50 Leute versammelt. Wir bitten die Witwe, vor ihrem Haus eine Versammlung halten zu dürfen und bezeugen die rettende Botschaft von Jesus: »Wir sind alle umspült von der Flut der Sünde und des Todes. Aber Gott hat in Jesus Christus seine Hand nach uns ausgestreckt. Wie diese Insel umflutet ist von den Wassern des Paranástromes, so ist sie in diesen Augenblicken auch umgeben von der Liebe Gottes, der nicht will, daß die Menschen verderben im Sog der Sünde.«

An diesem Abend bekunden einige Inselbewohner das Verlangen, Jesus als ihren Erlöser kennenzulernen und anzunehmen, unter ihnen als erste die Frau des Ertrunkenen. Wir beten mit ihnen und lassen sie dann selber den Namen des Herrn anrufen im Glauben an die Verheißung in Römer 10, 13: »Wer den Namen des Herrn wird anrufen, soll gerettet werden.«

Wir erleben als Evangeliumsmannschaft bei unseren Einsätzen immer eine doppelte Freude: Das verkündigte Wort kommt nicht leer zurück. Und die das Wort verkündigt haben in Lied, Zeugnis und Predigt, kommen auch nicht leer zurück. Alle, die sich bisher an den Fahrten beteiligt haben, kehrten gestärkt im Glauben und mit neuer Freude heim in ihre Gemeinden. Und die Gemeinden horchen auf, wenn sie berichten hören, wie der Arm des Herrn auf den Inseln offenbar wird.

Christian Kahl
Marburger Brasilien-Mission

»SO SEID IHR RECHT FREI!« – »JESUS IST SIEGER!«

Zeugnisse aus der Gnadauer Brasilien-Mission

Pfeifenasche hinter jedem Blatt der Bibel

Franz Klemz könnte etwa aus Böhringen in Württemberg stammen. Ein zerfurchtes, aber fröhliches Gesicht. Die Augen strahlen hinter dicken Brillengläsern. Die Arme sind braungebrannt. Aber der Dreiundsiebzehnjährige ist kein Bauer von der Schwäbischen Alb, sondern ein Colono (Farmer) in Ibirama, 13 000 Kilometer entfernt, im brasilianischen Bundesstaat Santa Catarina. Franz Klemz ist also Brasilianer, aber seine Sprache ist deutsch. »Portugiesisch spreche ich nur so lala.« Er ist nie in Deutschland gewesen. Auch seine Eltern haben Deutschland nie gesehen. Sein Großvater kam aus Ostpreußen und die Mutter aus Hinterpommern. Drei Millionen des 100-Millionen-Volkes im südamerikanischen Kaffeeland sind stolz auf ihre deutsche Vergangenheit und pflegen sie wie ein kostbares Möbelstück, das von den Urgroßeltern vererbt worden ist.

Auch die Bibel im Hause Klemz war ein Erbstück. »Ich hatte eine zerlesene Bibel«, erzählt Farmer Franz, »aber hinter jedem Blatt war Pfeifenasche.« Kein Wunder, denn er hatte »Scharutmacher« (Zigarrendreher) gelernt, und Nikotin gehörte zum Sauerstoff seines Lebens.

Bis zu jenem Abend vor 43 Jahren, als Bruder Dietz von der Gnadauer Brasilien-Mission in einer Bibelbesprechstunde Johannes 8, 36 auslegte: »Wenn euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei.« Franz Klemz ging nachdenklich nach Hause und wußte: »Das gefällt Gott nicht, daß meine Bibel mit Pfeifenasche beschmutzt ist.« Er faltete die Hände und sagte: »Herr Jesus, wenn dein Wort wahr ist, dann lege ich jetzt meine Pfeife weg.« Aber er hat sie nicht nur weggelegt, sondern mitsamt dem Tabak aus dem Fenster geworfen. Und den Schnaps, der in einer großen Korbflasche im Keller gelagert war, schüttete er hinterdrein:

»Ich wollte am ersten Abend alles ausräumen und mein Leben in Ordnung bringen.« Am andern Morgen ging ihm die Sonne heller denn je auf: »Freude ist in mein Herz eingekehrt und bis heute nicht gewichen. Nach Alkohol und Nikotin hatte ich nie wieder Verlangen.«

Die »ansteckende Gesundheit« der Jesusfreude

Wer Franz Klemz kennt, glaubt ihm diese Jesusfreude. Sie liegt auf seinem Gesicht. Sie verwandelte sein Leben. Er steckte andere damit an, weil Jesusfreude eine »ansteckende Gesundheit« ist. Das Wohnzimmer wurde vergrößert, damit die Sonntagsschule darin Platz fand. Er selbst wurde Sonntagsschullehrer, obwohl »ich ein ganz einfacher Mensch bin, der nur eine ganz einfache Schule besucht hat«. Er ritt stundenlang mit dem Pferd hinaus zu den Kolonisten, um auch ihnen von seiner Freude weiterzuerzählen: »Es ist mir nie zuviel geworden.« Mit 52 Jahren lernte er Radfahren. Das war für ihn kein Kinderspiel. »Ich bin ein krüpplicher Mensch; seit Kindertagen sind meine Arme krumm. Dann bin ich vom Pferd gefallen, und die Knochen kamen nie wieder in Ordnung; bei einem Fahrradsturz brach ich mir die Rippen.« Aber Franz Klemz radelte weiter für Jesus. Er übersetzte seinen Glauben auf die Räder und wurde zum Briefträger seines Herrn.

Dabei ist er äußerlich ein Farmer geblieben. Seine paar Kühe konnten zehn Kinder gerade ernähren. Die Frau und Mutter leidet an einer schweren Herzkrankheit, »aber in dem allem überwinden wir weit«. Nie war auch nur ein Kreuzer zuviel in seiner Tasche. Trotzdem strahlt er: »Es soll jeder wissen, daß es eine Gnade gibt.«

Franz Klemz ist keine Ausnahmeerscheinung. Ich habe in wenigen Tagen viele von denen getroffen, die durch den Dienst der Gnadauer Brasilien-Mission zu einem lebendigen Glauben gefunden haben. Und gerade diese Menschen machen selbst eine weite Flugreise lohnenswert.

Der Baum steht noch in schönster Blüte

Ich bestaunte vom Flugzeug aus den Zuckerhut und die am blauen Meer gelegene Sonnenstadt Rio de Janeiro. Ich genoß die unendliche Weite des südamerikanischen Landes. Ich erfreute mich an den subtropischen Blüten und an den saftigen Früchten einer gesegneten Natur. Ich erlebte Gastfreundschaft in einem bei uns unbekanntem Ausmaß. Ich bewunderte die Schaffenskraft fleißiger Kolonisten unter einem unendlich heißen Himmel. Aber was ist das alles gegenüber dem Wunder der Gemeinschaft und Bruderschaft Jesu, die Kontinente überspannt?!

Aus der kleinen Pflanze, die Bruder Pfeiffer vor fast 50 Jahren zu hegen und zu pflegen begann, hat Gott einen Baum wachsen lassen, der Glaubensfrüchte trägt und noch in schönster Blüte steht. Sein Wachstum ist keineswegs beendet. Die Zellen, die vielen Bibelbesprechstunden hin und her im Land, leben. Mir fielen gerade die jungen Menschen auf, die kommen und von der Bibel mehr wissen wollen.

Und ich vergesse nicht jenen jungen Bauernburschen, den ich im Missionshaus in Rio do Sul traf. Mit seinen Eltern ist er vor einigen Jahren 1000 Kilometer westwärts gezogen, um in Paraná an der argentinischen Grenze neu zu siedeln. Er litt darunter, daß es dort keine Gemeinschaft gab. So fing er selber an, andere Kolonisten zu besuchen und ihnen eine Stunde zu halten. Aber jetzt sollten sie einen Missionar haben. Für ein Missionshaus legten sie Geld zusammen und kauften ein Grundstück. Den Missionar können sie nicht kaufen. Deshalb unternahm der junge Mann die weite Reise mit dem Omnibus bis zu Missionar Clebsch nach Rio do Sul, um wie jener Mann im Traumgesicht zu bitten: »Kommt herüber nach Mazedonien, kommt herüber nach West-Paraná und helft uns!«

Konrad Eißler

(Zwischenbemerkung des Herausgebers: In der vorangehenden Schilderung von Konrad Eißler ist Alfred Pfeiffer, der Pionier der Gnadauer Brasilienmission, erwähnt. Aus seiner langjährigen gesegneten Tätigkeit soll er selber mit einem Bericht zu Worte kommen. Dieser trifft in eine der zentralsten Nöte Brasiliens – aber auch vieler anderer Länder – hinein.)

Die Verführer mußten weichen

Anlässlich einer Evangelisation befand ich mich in einer mittelgroßen Stadt. Am zweiten Abend kam ein junges Ehepaar nach dem Vortrag zu mir und bat um einen Hausbesuch. Ihr Bauernhof lag im Vorgelände der Stadt. Wegen vieler Verpflichtungen konnte ich erst nach einigen Tagen der Einladung folgen.

Als ich zur festgesetzten Stunde mit meinem Wagen auf den Hof fuhr, standen dort viele Autos von Verwandten der Familie. Die letzteren befanden sich fast alle im Hause. Die Eltern hatten ein schwerkrankes Kind mit einer Krebsgeschwulst am Kopf, die so groß war wie eine Apfelsine. Apathisch lag das Kind auf dem Schoß der Mutter. Die Verwandten waren gekommen, um es zu einem sehr bekannten Spiritisten und »Besprecher« zu bringen, damit dieser eine »Heilung« versuchen solle. Fast hatte man die Eltern überredet, in solch dunkles Tun einzuwilligen: Sie würden sich selber lieb- und verantwortungslos am Tod des Kindes schuldig machen, wenn sie die hier aufgezeigte Möglichkeit der Rettung nicht ergreifen würden.

Als mich die Anwesenden bei meinem Eintritt in das Haus erkannten, zogen sie sich in ihre Autos zurück und warteten. Die Eltern schilderten mir ihre Lage unter Tränen und nahe der Verzweiflung. Der König aller Könige hatte mich zur rechten, buchstäblich letzten Minute in dieses Haus gesandt.

Als Vater vieler eigener Kinder konnte ich mich in die Lage der betrübten Eltern hineinversetzen. Aber gerade weil mein Herz voll Liebe und Erbarmen war, mußte ich von dem klaren Nein

Gottes zu dem vorgeschlagenen Weg sprechen: »Lieber würde ich mein Kind in Gottes Armen sterben lassen, aber es niemals den satanischen Mächten ausliefern bis in die Hölle hinein.« Dann hielt ich noch eine Andacht über das Wort: »Wir haben einen Gott, der da hilft, und den Herrn, der vom Tode errettet« (Ps. 68, 21).

Es wurde heller in den dunklen Herzen. Der Vater erhob sich, ging hinaus und teilte den »Verführern«, die es doch angeblich so »gut« meinten, sein entschiedenes Nein mit. Er ließ sich auf kein Verhandeln mehr ein. Erbost und die leidenden Eltern verachtend, fuhren die Verwandten davon.

Wider die okkulten Mächte!

Der Angriff der Hölle war abgeschlagen, Eltern und Kinder vor dem Satan gerettet. Ich blieb noch eine Weile, um weitere helfende und heilende Worte zu sagen. Ich stellte den Eltern in einem fast prophetischen Ausblick in Aussicht, daß Gott ihnen, wenn er dieses kranke Kind wegnehme, ein anderes gesundes Kind schenken könne. Das erstere geschah noch in derselben Nacht. Die Eltern aber fielen keiner Verzweiflung anheim, sondern wurden gläubig an den Herrn Jesus, und sie sind es bis auf den heutigen Tag. Gott schenkte ihnen nicht nur eins, sondern noch etliche gesunde Kinder.

Wir stehen in Brasilien einer wirklichen Front von okkulten Mächten gegenüber, von denen es heute wie in den Tagen Jesu heißt: »Diese Art fährt nur aus durch Beten und Fasten« (Matth. 17, 21).

Kürzlich erfuhr ich davon, wie ein junger Student sich die Karten legen ließ. Dabei wurde ihm das Datum seines Todes genannt. An dem betreffenden Tag warf er sich vor ein Auto, und als Leiche wurde er den Eltern ins Haus gebracht.

Eine klare Verkündigung und Seelsorge im Blick auf den okkulten Bereich macht uns zum erklärten Feind Satans und seiner

Helfershelfer. Aber wir erleben dann auch den Sieg des gekreuzigten, auferstandenen und wiederkommenden Herrn, der nie an die Grenzen seiner Macht und Möglichkeiten kommt. Jesus ist Sieger!

Alfred Pfeiffer
Gnadauer Brasilien-Mission

Pioniermission unter Indianern in Paraguay

Erkundungsfahrt zu dritt

Es ist September 1972. Die Deutsche Indianer-Pionier-Mission plant, in Paraguay mit einer neuen Arbeit zu beginnen.

Von Capitan Bado aus, einem kleinen aufstrebenden Grenzort in Paraguay, machen drei Missionare eine Erkundungsfahrt in den Nordosten des Landes. Einige Kilometer hinter der Siedlung ist die Straße schon zu Ende. Ein sehr schlechter Weg führt weiter durch Sumpf und Steppengebiet, an kleinen Farmen vorbei und durch Urwald. Die Nacht – sie wird sehr kalt – verbringen die drei im Auto. Am nächsten Morgen müssen sie erst ein Feuer unter dem Dieselmotor machen, bevor sie ihre Reise fortsetzen können. Unterwegs erkundigen sie sich immer wieder in Hütten und auf Farmen nach den Indianern und lernen so deren Situation kennen: Sie sind aus ihren Wohngebieten vertrieben worden und leben nun auf Farmen oder auf Regierungsland, bis man sie wieder wegschickt. Dieses unstete Leben bringt es mit sich, daß sie nur notdürftige Hütten bauen und keine eigenen Felder anlegen. Das auf den Farmen verdiente Geld wird meistens in Schnaps umgesetzt. Die Familien siechen dahin in Hunger und Krankheit. Sie sind mißtrauisch und feindlich gegenüber Fremden.

Eine Familie von Halbindianern hilft uns, den Kontakt zu einem Indianerhäuptling herzustellen. Er erlaubt, in der Siedlung Piray eine Arbeit zu beginnen. Was er aber wirklich denkt, spricht er einige Zeit später in betrunkenem Zustand aus: »Wir brauchen keine Zivilisation, die uns kommandiert. Wir wollen Indianer bleiben.«

Mühevoller Anfang

Der nächste Schritt ist uns klar: Die Indianer müssen wieder eigenes Land haben, auf dem sie wohnen, Felder anlegen und sich selber ernähren können. Die Verhandlungen mit der Regierung wegen eines Reservates werden aufgenommen. Es dauert lange, bis alles geregelt ist. Aber schließlich liegt das Gebiet fest: 2000 Hektar gebirgiges Land mit reichlichen Niederschlägen, gesundem Klima, viel Wald und fruchtbarer Erde.

Noch leben hier keine Indianer.

Im Frühjahr 1973 beginnt Harri ein Stück Urwald zu roden, um eine Hütte zu erstellen. Einige Kilometer Weg müssen durch den dichten Urwald geschlagen werden, um überhaupt an das Gelände heranzukommen. Die ersten drei Wochen schläft er in einer Hängematte unter freiem Himmel. Dann nimmt ihn eine Familie (Halbindianer) in ihrer Hütte auf.

Im Juni 1973 ziehen wir als Familie in unsere Bambushütte ein. Mit unseren wenigen Habseligkeiten steigen wir über ein Gewirr von umgefallenen Bäumen und Ästen. Ganze Herden von Affen turnen um uns herum. An die vielen Stimmen von Vögeln, Fröschen und anderen Tieren müssen wir uns erst gewöhnen, von den Schlangen und den unzähligen Stechmücken ganz zu schweigen.

Tage vergehen, ohne daß uns ein Mensch begegnet. Carmen, unsere zweijährige Tochter, leidet am meisten unter der Einsamkeit. Sie vermißt Spielgefährten. Ab und zu kommt eine Familie, schwer beladen mit Mandioka (einem tropischen Knollengewächs, aus dem Mehl gewonnen wird), an unserer Hütte vorbei. Wir nützen die Gelegenheit und erzählen von dem, der uns hierhergesandt hat.

Schlangenbiß und Grippeepidemie

Der Häuptling ist zurückhaltend. Er läßt sich nicht sehen. Deut-

lich steht er mit seiner Haltung zu dem, was er damals in betrunkenem Zustand gesagt hat. Dann kommt der Tag, an dem er uns rufen läßt. Ein Pflegesohn ist von einer giftigen Schlange gebissen worden. 18 Stunden wartet der Pflegevater, doch als er das Leben langsam dahinschwinden sieht, überwindet er seinen Stolz und sendet um Hilfe. Der Junge ist dem Tode nahe, aber unser Herr tut ein Wunder. Nach Verabreichung des Schlangenserums tritt langsam Besserung ein. Harri hält Wache am Lager des Kranken und erlebt dadurch mit, was alles in der Nacht getrieben wird. Viele Freunde und Verwandte versammeln sich vor der Hütte. Sie wollen für das Leben des Kranken »beten«. Angeführt von einem mit Federn geschmückten Medizinmann rufen einzelne, dann der ganze Chor immer wieder einen Baum an. Dabei machen sie rhythmische, tanzende Bewegungen. Rasseln und Bambusrohre sind ihre Musikinstrumente. Die Atmosphäre ist bedrückend. Die ganze Nacht wird auf diese Weise verbracht. Harri sagt den Leuten deutlich, daß nicht die Medizin, auch nicht ihr »Beten« den Kranken gesund gemacht hat, sondern allein Jesus Christus. – Der Häuptling ist uns jetzt gut gesonnen.

Inzwischen ist es Winter geworden. Es regnet viel. Eine Grippeepidemie bricht aus. Unsere nächsten Nachbarn (die Familie, bei der Harri am Anfang Unterkunft fand) erzählen, daß in jeder Hütte einige der Bewohner schwer erkrankt sind. Leider kommt niemand, um sich Medizin zu holen. Soviel Vertrauen haben die Indianer noch nicht. Wir machen uns deshalb auf den Weg. Begleitet von unserer Nachbarsfrau gehen wir von Hütte zu Hütte, um Medikamente auszugeben. Etwas zögernd, aber durch die Frau, die allen bekannt ist, ermutigt, nehmen die Leute die Medizin.

Langsam geht die Arbeit voran und wächst das Vertrauen der Indianer zu uns. Einzelne wagen es nun, auf die Station zu kommen, wenn sie irgendwelche Schmerzen haben. Einige kommen an den Sonntagen zum Gottesdienst.

Neben der medizinischen gibt es viel praktische Arbeit zu tun. Es muß z. B. mehr Wald gerodet, ein großes Feld angelegt und ein

richtiges Wohnhaus gebaut werden. Unter unsäglichen Schwierigkeiten werden auf dem schlechten Weg Lebensmittel aus mehr als 150 km, Baumaterial aus 36 km Entfernung herbeigeschafft.

Ein Bild des Grauens

Nasario, ein alter Mann, lebt mit seiner Frau, der Tochter und den Enkelkindern in unserer Nähe. Als erste zog diese Familie ins Reservat. Sie kommt regelmäßig zum Gottesdienst. Nun wird Nasario krank. Wir geben ihm viele Medikamente und Stärkungsmittel. Vermutlich hat er Tuberkulose. Wir sollten ihn untersuchen, um ihn richtig behandeln zu können, aber er ist nicht bereit, seine Hütte zu verlassen. Es tritt keine Besserung ein. Daraufhin wird der Mediziner gerufen. Die Indianer versammeln sich nachts, um zu »beten« und zu tanzen. Wochenlang treffen sie sich jeden Abend. Der Mediziner versucht herauszufinden, wer den Kranken »verzaubert« hat. All unser Zureden, diesen auf die Station zu bringen, hilft nichts.

Schließlich erfahren wir, daß eine Frau gefangen genommen wurde, die angeblich Nasario verhext hat. Sie ist die Mutter von vier Kindern und erwartet das fünfte. Sie beteuert uns gegenüber ihre Unschuld, und wir glauben es ihr. Harri geht zu der Gruppe, die die Frau gefangen hält, um mit ihr zu verhandeln. Was er dort sieht, ist ein Bild des Grauens. Die Frau steht, das jüngste Kind auf dem Arm, inmitten einer Horde angetrunkenen, roher Männer. Die Schnapsflasche macht die Runde. Als Harri auftaucht, springen sie wutentbrannt mit ihren Peitschen um ihn herum und drohen, ihn zu töten. Unverrichteter Dinge ziehen wir uns zurück. Aus einiger Entfernung erleben wir das weitere Geschehen. Das Kind wird der Mutter entrissen, sie selber bekommt Schläge mit Lederriemen, und man tritt ihr mit den Füßen in den Leib. Die Schreie hallen durch den Wald. Wir sind dem Verzweifeln nahe, weil wir nichts tun können. Die Mißhandlung hört erst auf, als Nasario stirbt.

Bei solchen beklemmenden Erlebnissen spüren wir etwas von

den finsternen Mächten, die uns umgeben. Manchmal sind sie greifbar nahe und wollen uns fast erdrücken. Unsere einzige Zuflucht ist das Gebet.

Die Erstlingsfrucht

Zwei Jahre sind seitdem vergangen. Wir preisen die Güte unseres himmlischen Vaters, der uns durch diese nicht leichte Zeit hindurchgetragen hat.

Vieles hat sich verändert. Dort, wo vor nicht langer Zeit noch dichter Urwald stand, breitet sich jetzt ein grüner Grasteppich aus, auf dem sich Indianerkinder tummeln. Neben unserem Wohnhaus stehen noch weitere Häuser. Geschwister sind gekommen, um mitzuhelfen.

Etwa 150 Indianer sind inzwischen ins Reservat gezogen. Jede Familie besitzt eine gut gebaute Bambushütte und um die Hütte ein Feld von mehreren Hektar Land. Mit viel Freude arbeiten die Männer auf ihrem Grund und Boden. Es werden Bananen, Mammao, Apfelsinen und Ananas gepflanzt. Wir rechnen damit, daß in absehbarer Zeit noch mehr Familien kommen werden.

Das Mißtrauen ist verschwunden. Bei unseren regelmäßigen Hausbesuchen bleiben die Indianer jetzt vor oder in der Hütte sitzen, singen mit uns Lieder und hören zu, was wir ihnen aus Gottes Wort sagen.

Jeden Morgen um 8 Uhr versammeln sich die Schulkinder zum Unterricht. Viele können inzwischen lesen und schreiben. Rein äußerlich sind diese Kinder wie verwandelt. Sauber gewaschen, gekämmt und angezogen, machen sie einen gelösten und fröhlichen Eindruck. Viele Kleider haben sie sich selbst durch kleine Arbeiten verdient. Munter singen sie die Chorusse und Lieder, und sie können manche Fragen über die Bibel beantworten.

An den Sonntagen versammelt sich regelmäßig eine Gruppe von Indianern, um zu singen und auf Gottes Wort zu hören. Sie kön-

nen alles verstehen; denn wir sprechen – wenn auch noch mit manchen Schwierigkeiten – in ihrer Sprache.

Erst vor wenigen Tagen erlebten wir die Wirkung des Wortes Gottes und die Antwort auf viele Gebete: Die erste Frau wurde in Gottes Familie hineingeboren. Sie hat die Erlösungstat Jesu Christi im Glauben für sich in Anspruch genommen. An diesem Tag herrschte Freude im Himmel. Freude und Dank erfüllt auch uns.

Harri und Elisabeth Litz
Deutsche Indianer-Pionier-Mission

GOTTESDIENST IN 4000 METER HÖHE!

Eine Missionsreise in den Hochanden Perus

Der verhinderte Überfall

Peru ist nach Brasilien und Argentinien das drittgrößte Land Südamerikas und fünfmal so groß wie die Bundesrepublik Deutschland. Die Hälfte der Bevölkerung sind Indianer.

Mit den spanischen Eroberern kam im 16. Jahrhundert auch das Christentum nach Peru. Die Menschen wurden katholisch, mit oder gegen ihren Willen. Sie wurden in Massen getauft. Aber sie nahmen zum Teil auch ihre alten Götzen mit in die katholische Kirche. Sie werden dort als »Heilige« verehrt. Jesus blieb dabei fast unbekannt.

Das evangelische Christentum konnte erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts in Peru wirklich Fuß fassen und teilt sich heute in viele verschiedene Kirchen und Gruppen auf. Die Protestanten machen schätzungsweise 2 % der Bevölkerung von etwa 14,5 Millionen aus. Die Neukirchener Mission arbeitet vor allem mit der Iglesia Evangelica Peruana (I. E. P., Evangelische Peruanische Kirche) zusammen. Unser Arbeitsfeld ist eine Hochebene in den Anden, an deren Ende die Orte Huancayo und Chupaca (3200 m) liegen.

Einer der ersten peruanischen christlichen Führer in diesem Gebiet war Juan Virgilio. Trotz vieler Widerstände von seiten der römisch-katholischen Priester und der von ihnen aufgewiegelten Bewohner setzte dieser Pionier der Evangelischen Peruanischen Kirche seine Tätigkeit fort. Er verteilte Literatur und verkaufte Bibeln. Er besuchte die meisten Dörfer in den Zentralanden. Manches Mal wurde er bedroht und verprügelt. Doch treu streute er den Samen des Evangeliums aus. Man versuchte, ihn zu vergiften, aber der Herr bewahrte ihn. Er besuchte die Hütten sehr früh am Morgen. Bevor die Priester sich vom Schlaf erho-

ben, hatte er schon vielen Menschen die Frohe Botschaft von Jesus gebracht. Es bekehrten sich viele zum Herrn.

Einmal erschienen Juan Virgilio und Aldama, ein ehemaliger katholischer Priester, auch in dem fanatisch katholischen Dorf Sica. Früh kamen sie in die Häuser und sprachen mit den Menschen. Gegen Mittag wußte der Priester, daß die »evangelistas« im Dorf waren. Mit seinen engsten Verbündeten plante er einen Überfall auf sie in der kommenden Nacht. Die beiden sollten getötet werden. Doch Juan Virgilio und Aldama wurden gewarnt. Virgilio floh unter dem Schutz einiger Freunde. Aldama verkleidete sich als Frau und ging so durch die Menschenmenge, die bereits vor dem Haus fürchterlich brüllte und auf die Dunkelheit der Nacht wartete. Der Herr rettete seine Knechte. Doch in Sica gibt es bis heute keine evangelische Gemeinde.

Auf der höchsten Paßstraße der Welt

Im Mai 1975 machte ich mit drei andern Brüdern einen Besuch in Peru. Dieses Land ist das jüngste Missionsgebiet der Neukirchener Mission. Erst vor acht Jahren begann die Arbeit mit dem Missionarsehepaar Otto. Später kam die Familie Poganatz hinzu.

Am Flughafen in Lima erwartete uns Missionar Otto. Es ging auf Mitternacht zu, als wir in einem Taxi durch die Straßen der Stadt fuhren. Wir sahen nicht viel von der Armut und dem Elend, auf die man uns vorbereitet hatte. Erst am nächsten Morgen erblickten wir die erbärmlichen Hütten an den Hängen der trostlosen Steinberge. Steine, Staub und Lehmhütten; ein halbes Jahr Sonne, ein halbes Jahr Nebel, nie Regen; und das seit vielen Jahren: Das ist Lima. Grün wird es nur, wo künstlich bewässert wird. Auf den Elendshügeln nie!

Drei Tage wohnten wir in der »Casa Cuna«, auf dem Gelände des von deutschen Missionsfreunden unterhaltenen »Kinderwerkes Lima«. Wir wurden liebevoll versorgt wie alle Kinder, die dort

tagsüber ein Zuhause finden. Dann brachen wir auf zur Hochebene der Anden. Steil windet sich die Straße hinauf auf den Ticliopaß. Man sagte uns, sie sei die höchste befahrbare Paßstraße der Welt. Auf eine Höhe von 4843 m kletterte der brasilianische VW-Bus. Und das auf einer Strecke von ca. 150 Kilometern! Lima liegt am Meer. Eine solche Reise ins Hochland bedeutet eine gewaltige Umstellung für den Körper. Schier endlos zogen sich die Bergketten hin, bis sich plötzlich vor uns eine Hochebene ausbreitete. An deren Ende liegen – wie schon erwähnt – die Orte Huancayo und Chupaca. Dort wohnen unsere beiden Missionarsfamilien. In den folgenden Tagen und Wochen durften wir deren Arbeit kennenlernen.

Das Ehepaar Otto hat in den vergangenen Jahren am Rande von Chupaca ein großes, schönes Bibelschul- und Freizeitzentrum aufgebaut. Die I. E. P. bietet hier eine dreijährige Ausbildung an. Es werden auch Kurzbibelkurse durchgeführt. Gemeinden und Jugendgruppen kommen zu Freizeiten zusammen. Eine große Schreinerei gibt den Schülern die Möglichkeit, sich handwerkliches Können anzueignen.

Missionar Poganatz lebt und wirkt in Huancayo. Eine seiner Aufgaben ist die Radioarbeit. In seinem Studio werden wöchentlich sechs evangelistische Radioprogramme zusammengestellt, die über zwei örtliche Sender ausgestrahlt werden. Zusammen mit seinem peruanischen Mitarbeiter Paredes, der zugleich der Kirchenpräsident vom Gebiet Huancayo ist, beantwortet er die Hörerpost und bearbeitet die Bibelfernkurse. Dazu kommt Gemeindefarbeit in den Bergen und Unterricht an der Bibelschule in Chupaca. Eine Fülle von Möglichkeiten und Aufgaben für unsere beiden Missionare!

Wir brauchen einander

An einem Sonntag nahmen wir an einem Gottesdienst in Nahunpuquio teil, einem Dorf in etwa 4000 m Höhe. Wir versammelten uns im Innenhof der Wohnung des Dorfschmiedes. Die Predigt

von Missionar Poganatz wurde in zwei Quechua-(Indianer-) Dialekte übersetzt. Dann zogen alle zum Fluß am Rande des Ortes. Dort wurden zehn Erwachsene getauft. Sie legten ein Zeugnis ihres Glaubens ab. Nach einer weiteren Wortverkündigung mit anschließendem Abendmahl sammelte man sich zu einem gemeinsamen Mittagessen. Es gab Pachamanca, ein Nationalgericht, auf glühendheißen Steinen in der Erde gekocht. Für unsere Peruaner ein Leckerbissen! Wir gaben uns auch redlich Mühe, es uns gut schmecken zu lassen. Danach folgten zwei Trauungen, und zwei Kinder wurden »dargebracht« und gesegnet. Die ganze Gemeinde feierte bei allem mit. Am Ende des langen Zusammenseins kamen noch zwei junge Männer nach vorn. Sie wollten ein neues Leben mit Jesus beginnen. Die Sonne war am Untergehen, als der den ganzen Tag währende Gottesdienst beendet war.

Dankbar sind wir für alle Gespräche, die wir während der vier Wochen in Peru führen durften. Es begann schon in Lima mit dem Präsidenten der uns verbundenen peruanischen Kirche I. E. P. und mit Vertretern anderer Missionen. In Chupaca nahmen wir an der Synode der I. E. P. für Zentralperu teil. Hier ergaben sich wichtige Unterredungen mit den verantwortlichen Brüdern der Kirche, mit denen unsere Missionare in besonders enger Weise zusammenarbeiten. Wie groß war die Freude, wenn wir merkten, daß wir einander brauchen, um dem Herrn zu dienen – Kirche und Missionare! Es gab natürlich auch manche Probleme zu lösen. Wir konnten uns aber immer wieder auf einer gemeinsamen Basis finden. Sehr dankbar waren wir für die klare theologische Haltung der I. E. P. Nicht zu übersehen ist der Mangel an Mitarbeitern. Die peruanische Kirche kann keine großen finanziellen Lasten auf sich nehmen, vor allem da nicht, wo Gemeinden noch im Aufbau begriffen sind.

Auch im Urwaldgebiet offene Türen

Im Urwaldgebiet von Chanchamayo soll auf Bitte der Kirche eine neue Arbeit begonnen werden, am besten durch einen Missionar. Zunächst suchen wir einen einheimischen Verkündiger.

Wir besuchten dieses Gebiet und brachen bei Dunkelheit auf. Diesmal benutzten wir einen Landrover. Wir fuhren auf engen Schotterstraßen, später auch in knietiefem Schlamm. Bei Sonnenaufgang hatten wir den ersten von drei zu überquerenden Pässen erreicht. Um uns herum schneebedeckte Gipfel. Lama-herden mit Rauhreif auf ihrem zottigen Fell kamen uns entgegen. Dann ging es wieder in engen Kurven hinunter ins Tal. Links und rechts sahen wir oft Hunderte von Metern fast senkrecht in die Tiefe. Die Straße ist drei Meter breit. Leitplanken gibt es keine. Wie viele sind hier schon abgestürzt! Hinter dem dritten Paß wehte uns tropische Wärme entgegen. Immer dichter wurde der Wuchs nach den vorigen kargen Höhen. Dann umschloß uns der Urwald. Tosende Wasserfälle. Ein enges steiles Tal, in dem man keine Straße vermutet. Nach jeder Kurve wurde die Luft feuchter.

Schließlich erreichten wir die Stadt Satipo. Es blühte überall. Urwaldfrüchte hingen in den Gärten. Wir begegneten Indianern. Sie werden verächtlich Campas (Eingeborene) genannt. In Satipo besteht eine Bibelschule einer amerikanischen Missionsgesellschaft. Einige von uns wohnten dort, die anderen bei Schweizern, die eine peruanische Schule mit Internat leiten. Das Gebiet ist weit. Einen Teil davon durchfuhren wir am zweiten und dritten Tag. Es gibt viele Missionsmöglichkeiten, wenn auch die Menschen oft sehr verstreut wohnen. Wer sagt ihnen das Evangelium?

Als wir nach vier Wochen Besuchen, Gesprächen und Fahrten unsere Heimreise antraten, hatten wir viel Grund zum Danken. Die Gemeinschaft mit unseren Missionaren und den peruanischen Brüdern und Schwestern und die von ihnen empfangene Liebe hatten uns erfreut. Die offenen und hilfreichen Unterredungen hatten manche guten Ergebnisse gezeitigt. Wir beten weiter für des Herrn Wirken in Peru.

Klaus Seidlitz
Neukirchener Mission

VERBINDLICHE NACHFOLGE GEGEN CHRISTLICHE TRADITION

Evangeliumsdienst in Österreich

Seit 1952 arbeitet die Mission für Süd-Ost-Europa in unserem Nachbarland Österreich. Es wird heute oft gefragt, ob denn Missionsdienst im ökumenischen Zeitalter in einem Land berechtigt und notwendig sei, in dem man nicht nur in den Dörfern und Städten eine Vielzahl christlicher Kirchen findet, sondern wo auch ungezählte Wegkreuze und Marterln (Bildstöcke) davon künden, daß hier offensichtlich eine reiche christliche Tradition vorhanden ist. Unser dortiger Missionszweig trägt den Namen »Evangeliumsdienst in Österreich«. Hierin liegt eine klare Aussage über Inhalt und Ziel der Arbeit. Diese geschieht in Kärnten, dem landschaftlich schönen südlichsten österreichischen Bundesland.

Es fing nicht erst mit uns an

Aus der kirchengeschichtlichen Vergangenheit Österreichs und sonderlich Kärntens seien stichwortartig einige herausragende Ereignisse genannt. In der kurzen Zeitspanne von 1520 bis 1526 brachten vom Studium in Deutschland zurückkehrende Söhne verschiedener Adelsgeschlechter, durchziehende Handwerksburschen, bibelgläubige Kaufleute sowie Soldaten, die gegen die eindringenden Türken kämpften, die Heilige Schrift und mit ihr reiches geistliches Leben ins Land. Die Ausbreitung der Bibel und der reformatorischen Lehre glich einem gewaltigen Flächenbrand, von dem in nur fünf Jahren etwa 90 % der Bevölkerung Österreichs erfaßt wurden.

Die zweite Epoche umschließt die Jahre 1526 bis 1637 und ist als Zeit der Gegenreformation in die Geschichte eingegangen. Hier kam es zu schweren Verfolgungen aller Bibelgläubigen. Die gewaltsame Rekatholisierung der gesamten Bevölkerung Öster-

reichs erstickte weithin das junge geistliche Leben und brachte für unzählige Bürger, die nicht bereit waren, von der Bibel und ihrem persönlichen Glauben zu lassen, Flucht oder Landesverweis mit sich. In dieser Zeit wuchs aber auch ein Geheimprotestantismus heran. Während nach außen alle katholisch sein mußten, blieben im Verborgenen dennoch viele dem Evangelium treu. Diese gaben in der Stille das Wort Heiliger Schrift von Generation zu Generation weiter.

Erst durch das Toleranzedikt Kaiser Josephs II. gewannen 1781 die »heimlichen Evangelischen« manche Freiheiten zurück. Es dauerte aber noch weitere 80 Jahre, bis man den evangelischen Österreichern im Protestantentpatent endlich ihre vollen bürgerlichen Rechte sowie die Freiheit zum Bekenntnis und zur öffentlichen Religionsausübung zugestand.

Pioniere der Missionsarbeit in Kärnten

Allen voraus muß hier der Gräfin Elvine de la Tour (1841–1915) im Treffener Tal gedacht werden. Sie rief die ersten Missionare von St. Chrischona und später aus dem Brüderhaus Preußisch-Bahnau nach Kärnten. Aus dieser Missionsarbeit entstanden, vor allem im evangelischen Raum Oberkärntens, landeskirchliche Gemeinschaften, die sich später zum Kärntner Missionsverein zusammenschlossen und bis in die Gegenwart einen gesegneten Dienst ausrichten.

Einen sehr wesentlichen Beitrag zur Mission in Kärnten leistete auch die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft (jetzt: Österreichisches Bibelwerk). In ihrem Auftrag durchzogen Bibelboten immer wieder das Land. So kam es ganz neu zur Verbreitung der Bibel und anderer christlicher Literatur.

Dennoch blieb dem überwiegenden Teil der durch die Gegenreformation wieder auf mehr als 90 % angewachsenen katholischen Bevölkerung während der vergangenen viereinhalb Jahrhunderte bis in die Gegenwart das Evangelium weithin unbekannt.

Herr, du hast uns gerufen

Seit 1939 wohnte der langjährige zweite Vorsitzende der Mission für Süd-Ost-Europa, Forstwirt Karl von Hippel, auf Burg Sternberg bei Villach. Diesem von der Liebe Jesu durchdrungenen Gottesmann legte sich die unter dem Großteil der Bevölkerung Kärntens herrschende geistliche Finsternis als schwere Last aufs Herz. 1952 fand sich das erste Missionsehepaar bereit, mit dem Dienst der Evangeliumsausbreitung zu beginnen. Es folgten im Laufe der Zeit weitere Missionare. Missionsstationen entstanden im unteren Gailtal, Rosental und Jauntal sowie in Klagenfurt und St. Veit a. d. Glan. Heute stehen im Evangeliumsdienst in Österreich drei Missionsehepaare und sechs Missionarinnen im Einsatz.

Wir sind nicht allein

Mit uns erkannten auch andere Jünger Jesu die dringende Notwendigkeit des missionarischen Zeugendienstes in Kärnten. Mit den Geschwistern des Missionshauses Bibelschule Wiedenest, der Holländischen Mission und der Schwedischen Allianzmission, mit den Aidlinger Schwestern, der Freien evangelischen Gemeinde Klagenfurt und auch manchem treuen Zeugen Christi im Raum der evangelischen Kirche fühlen wir uns herzlich verbunden. Mit ihnen möchten wir den großen Auftrag des Herrn im Kärntner Land gemeinsam erfüllen.

Wen will der Evangeliumsdienst erreichen?

Weil es unser Auftrag ist, alle Menschen mit dem Evangelium von Jesus Christus persönlich bekanntzumachen, fragen wir zunächst grundsätzlich niemand, ob er zu einer Konfession und zu welcher er gehört. Immer neu sind wir aber erschüttert, wie sich der jahrhundertelange Kampf gegen die Bibel geradezu wie ein innerer Bann über Volk und Land gelegt hat. Die weitverbreitete

Unkenntnis des Wortes Gottes mit seinen Lebensmaßstäben und Ordnungen ist einfach erschreckend. Angesichts dieser Situation gibt es nur eine Hoffnung. Nichts anderes als das Evangelium vermag die geistliche Finsternis zu durchdringen und Menschen aus dem Dunkel ins helle Licht der Wahrheit Gottes zu führen.

Schwerpunkte des Dienstes in Kärnten

Am Anfang steht der systematische Besuchsdienst von Haus zu Haus. Hierbei ist es beschämend, feststellen zu müssen, daß die Zeugen Jehovas fast überall längst vor uns da waren und ihr verwirrendes Werk getan haben. Viele Menschen begegnen uns dadurch kritisch, teils sogar radikal ablehnend. Es braucht oft lange Zeit und viel Geduld, bis die Boten des Evangeliums Vertrauen gewinnen können. Durch den Besuchsdienst gelangt zugleich viel gute Literatur in die Dörfer und Häuser. Neben einer weit verbreiteten religiösen Gleichgültigkeit, die nicht selten, besonders bei der jungen Generation, sich in einer allgemein antikirchlichen Einstellung äußert, finden sich dennoch hin und her Menschen, die echte Lebensfragen haben und für ein ernstes Gespräch dankbar sind. Aus dieser Kleinarbeit des Besuchs- und Literaturdienstes sind auf allen Stationen Hausbibelkreise entstanden. Wir sind für jeden Küchen- oder Wohnraum sehr dankbar, der uns zur Abhaltung der Stunden zur Verfügung gestellt wird. Doch für die weitere Entwicklung der Missionsarbeit ist es wichtig, möglichst unabhängige Räumlichkeiten zu finden. Das ist vielerorts aber überaus schwierig, weil man uns nicht selten als Ketzer oder Sektierer abstempelt. 1974 konnten wir in der Landeshauptstadt Klagenfurt ein Haus erwerben und ausbauen, das nicht nur der dortigen Gemeinde eine Heimat bietet, sondern einmal Zentrum für den Gesamt-Kärntner Evangeliumsdienst werden soll.

Unter dem verkündigten und gelesenen Wort haben Menschen zum Frieden mit Gott gefunden. Ihr Leben wurde von Grund auf erneuert. Sie bilden Gemeinde Jesu im Kärntner Land. Die

Unterweisung im Wort, das gemeinsame Bibelstudium, die Gemeinschaft im Gebet und bei der Feier des Abendmahles fördern bei den jungen Gläubigen das innere Wachstum.

Die umfangreiche Kinderarbeit ist ein besonders hoffnungsvolles Aufgabengebiet. Die Kinder lernen die biblischen Geschichten kennen, und schon manches hat Jesus als seinen persönlichen Heiland angenommen. Unsere gläubige Jugend erwuchs fast vollzählig aus der Kinderarbeit.

Überall erleben wir, daß es neben denen, die regelmäßig die Stunden besuchen und sich in ihrer Umgebung freimütig zu Jesus Christus bekennen, nicht wenige gibt, die, durch verschiedene Umstände bedingt, zunächst im Verborgenen das Wort lesen und Jesus nachzufolgen suchen. Diese Menschen zu begleiten und ihnen beizustehen, ist ein wesentliches Stück des Seelsorgedienstes.

Im Sommer führen wir eine Reihe von Zeltmissionswochen durch. In allen Einsatzorten war diese Art der Evangeliumsverkündigung absolut neu. Zwar strömen die Menschen längst nicht überall in großen Scharen herbei, aber es kommen auf diese Weise viele erstmalig in ihrem Leben unmittelbar mit dem Evangelium in Berührung. Neben unserem eigenen kleinen Zelt sind wir bei größeren Aktionen für die Mithilfe des Missionswerkes »Neues Leben« sehr dankbar. Das gilt auch für manchen Einsatz der Zeltmissions-Pioniere Rudi und Noldi Pfeifer von der Evangelischen Europa-Mission.

Zum Sommerprogramm gehören auch regelmäßig unsere Kinderfreizeiten in St. Margarethen. Hier wird viel gute Saat des Evangeliums in aufnahmebereite Kinderherzen gesät. Da und dort dürfen wir miterleben, wie diese Saat aufgeht, heranwächst und Frucht trägt.

Natürlich fehlte es in den vergangenen mehr als 20 Jahren missionarischen Dienstes auch nicht an Rückschlägen und vielen Schwierigkeiten. Gerade im traditionell »christlichen« Österreich ist sehr viel Geduld und Treue im Kleinen nötig.

Welches Ziel verfolgt der Evangeliumsdienst?

Möglichst jeder Kärntner soll die gute Nachricht von Jesu ewigem Heil hören oder lesen. In unserer Verkündigung unter jung und alt soll nie der Ruf zu einer persönlichen Glaubensentscheidung und der Hinweis auf die Notwendigkeit der Wiedergeburt fehlen. Verbindliches Christsein im Alltag muß gegenüber der weithin unverbindlichen »Christlichkeit« geltend gemacht werden. Unter den Gläubiggewordenen kommt es auf persönliche Heiligung und entschiedene Jesusnachfolge an. Schließlich möchten wir Mut machen und Anleitung geben, damit jeder einzelne Gläubige nach der persönlichen Erfahrung des Heils ein Zeuge der Frohen Botschaft unter seinem Volk wird. Es ist nicht unser Ziel, Menschen aus ihrer Kirche oder einer anderen Religionsgemeinschaft herauszulösen. Die Missionsgemeinden des Evangeliumsdienstes möchten aber all denen, die innerlich heimatlos sind, eine Stätte neutestamentlich-verbindlicher Gemeinschaft und damit geistliche Heimat und Geborgenheit vermitteln. Außerdem verstehen sie sich als frohe Dienstschar für Jesus.

Es bleibt noch viel zu tun

In den Tälern Kärntens haben noch längst nicht alle Menschen die Frohe Botschaft vernommen. Weite Gebiete sind gänzlich ohne das biblisch-erweckliche Zeugnis. »Wie sollen sie aber an den glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie aber hören ohne Prediger« (Röm. 10, 14)? Die Bitte, daß der Herr weitere Arbeiter in seine Ernte – auch ins schöne Kärntner Land – sende, ist darum überaus dringlich.

Ernst Fehler
Mission für Süd-Ost-Europa

Gottes Wort über den Rundfunk kommt nicht leer zurück

Zwei Erlebnisse

Ein Geschäftsreisender aus Thun (Schweiz) hört in Norwegen – sozusagen durch Zufall – eine Morgensendung des Evangeliums-Rundfunks. Er wird durch die Botschaft so angesprochen, daß er sich auch für weitere Sendungen interessiert. Als er erfährt, daß der Verkündiger, den er an jenem ersten Morgen gehört hat, aus seiner Heimatstadt stammt, sucht er nach seiner Rückkehr dort die Gemeinde auf und bringt auch gleich die ganze Familie mit. Sie haben inzwischen in dieser Gemeinde eine geistliche Heimat gefunden.

Ein junges Mädchen aus Haan (Rheinland) fährt in die DDR. Bei Bekannten wird sie auf den Evangeliums-Rundfunk aufmerksam und hört eine Zeitlang die täglichen Sendungen. Durch eins der Programme wird die Besucherin aus dem Westen zum Glauben an Jesus Christus geführt. Sie kehrt nach Hause zurück. Als daheim niemand richtig begreift, was es bedeutet, an den lebendigen Gott glauben zu können, schreibt sie ihren Freunden in der DDR und erbittet Rat. Diese empfehlen ihr, sich an den Evangeliums-Rundfunk in Wetzlar zu wenden und um Adressen anderer Christen zu bitten, denn – so liest sie – Wachstum im Glauben ist ohne Gemeinschaft mit anderen nur schwer möglich. Der Evangeliums-Rundfunk kann der neuen Hörerin eine lebendige, bibelgläubige Gemeinde in Haan nachweisen. Das junge Mädchen findet dort Anschluß und gehört inzwischen schon »richtig dazu«.

Solche und ähnliche Erlebnisse sind viel zahlreicher, als wir – oft beiläufig – davon erfahren. Und wir (Trans World Radio, TWR) sind ja nur eine von mehreren christlichen Radiomissionsgesell-

schaften. Unser Sender ist nur einer unter vielen*. Über diesen einen Sender wird aber ein Programm in fast vierzig Sprachen ausgestrahlt, zu denen auch die deutsche gehört! Bedenkt man dann noch die technische Seite dieser Arbeit – ein Kurzwellen-Radiosignal, ausgestrahlt mit 50 KW, umrundet den Erdball in einer Sekunde siebenmal – kommt man aus dem Staunen nicht heraus. »Gott sendet seine Rede auf Erden; sein Wort läuft schnell« (Ps. 147, 15).

Ein Brief aus Usbekistan

Dem Leiter unserer russischen Abteilung wurde ein Brief aus Sardes, Provinz Britisch-Kolumbien (Kanada), zugesandt. Darin heißt es u. a.: »Meine Mutter lebt in Dschetisai, Usbekistan (UdSSR). Sie schreibt, daß viele Menschen, gläubige und solche, die nicht an Gott glauben, die Evangeliums-Sendungen in Deutsch und Russisch hören. Nehmen Sie im Namen dieser Menschen meinen herzlichsten Dank entgegen für Ihre Arbeit.«

Um einen solchen Brief richtig zu würdigen, müßte man auf einen Globus schauen, mindestens aber zum Atlas greifen: In Europa werden Sendungen ausgestrahlt – in Mittelasien gehört – eine Mutter schreibt von dort nach Kanada – der Sohn grüßt die TWR-Leute in Europa – einmal rund um die Erde mit Radiowellen und Briefen!

Wie Gott die Menschen in Usbekistan, die noch keine Christen sind, aber christliche Sendungen hören, weiterführt, wissen wir nicht. Wir können dort nicht unmittelbar tätig werden, wohl aber können wir mit den Hörern aus Thun, Haan und anderen Orten in Kontakt kommen.

* TWR allein sendet über Monte Carlo, Zypern, Bonaire, Swasiland, Guam.

Radiomission und Gemeinde

Viele Christen, darunter manchmal Männer und Frauen in leitender Stellung in Gemeinden, Kirchen und Missionsgesellschaften, sehen die Radiomission als eine Arbeit unter vielen (was auch stimmt), um die man sich daher auch nicht weiter zu kümmern braucht (was nicht stimmt). Radiomissionsarbeit wird dann besonders segensreich sein, wenn recht viele Christen ihre Mitverantwortung für diesen Arbeitszweig der Gemeinde Jesu erkennen.

Radiomission ergänzt den Dienst der Kirchen, Bünde und Gemeinden

Die Erfahrung zeigt, daß durch die Radiomission Interessenten und Mitarbeiter in Gemeinden hineingeführt werden. Könnte das nicht noch viel öfter geschehen? Sollten nicht überall sich Männer und Frauen finden, die solchen Menschen weiterhelfen, die – angeregt durch eine Evangeliums-Sendung – zum erstenmal in eine Gemeinde kommen? Sollte es nicht zu den Diensten in einer Gemeinde gehören, daß gemeindefremde Menschen zum Hören der Sendungen eingeladen werden?

Ein 26jähriger Hörer aus Österreich schrieb: »Von einem katholischen Priester erfuhr ich, daß Sie das Evangelium über den Rundfunk verkündigen. Ich höre jetzt Ihre Sendungen . . .«

Dieser Österreicher und andere erleben, daß sie Anregungen und Beispiele aus den Sendungen in der Gemeinde auswerten können, vor allem aber auch im Gespräch mit Menschen, die Christus noch fern sind.

Radiomission kennt keine Grenzen

Überall kann man hören, im Osten und Westen, im Norden und Süden. Die Leute aus Thun, von denen wir eingangs berichteten,

fanden zu einer Gemeinde. Wer schon zu einer Gemeinde gehört, aber nicht regelmäßig an ihrem Leben teilnehmen kann (Dienstreisen, Urlaub), dem kann geholfen werden. Eine Familie aus Essen teilte mit: »Augenblicklich verleben wir hier in Kärnten vier Wochen Urlaubszeit. Zu unserer großen Freude brauchen wir auf die uns so lieb gewordenen Sendungen nicht zu verzichten. Mit einem kleinen Transistor-Gerät empfangen wir die Programme einwandfrei. Darüber sind wir sehr froh.«

Überall kann man sein Transistor-Gerät aufbauen, im Ruderboot, in der Gartenlaube, in der Skihütte, im Gefängnis oder im Krankenhaus. Das erfuhr eine 21jährige Hörerin aus der DDR. In ihrem Brief heißt es: »Nach sechs Wochen Krankenhausaufenthalt bin ich nun wieder zu Hause. Die Zeit im Krankenhaus war für mich eine Führung Jesu. Ich lernte dort ein Mädchen (22 Jahre alt) kennen, dem ich den Weg mit Jesus zeigen durfte. Jeden Abend hörten wir zusammen den Evangeliums-Rundfunk über Monte Carlo. Vorgestern besuchte ich dieses Mädchen. Sie hört weiterhin Ihre Sendungen und hat erkannt, daß sie von Gott geliebt wird.«

Radiomission übermittelt den Ruf Gottes an den einzelnen

Eines Vormittags, gegen 10.15 Uhr, dreht ein Autofahrer kurz vor Stuttgart den Knopf seines Radios. Er stößt auf unsere Sendung. Gerade wird lebensmüden Menschen gezeigt, daß Jesus auch für sie Kraft hat und einen Weg weiß. Dieser junge Mann war bis dahin erfüllt gewesen von dem Gedanken, sein Leben zu beenden. Da trifft ihn Gottes Wort über den Rundfunk. Zufall? Der junge Mann weiß es inzwischen besser: Gottes Plan, seine gnädige und unbegreifliche Liebe!

Aber auch wenn das Hören von Evangeliumssendungen geplant wird, kann Gott sie gebrauchen. Vielleicht dann erst recht! Ein 22jähriger Soldat schreibt: »Durch eine Bekannte, die überzeugte Christin ist, habe ich vor zwei Monaten zum Glauben gefunden. Mein Leben war vorher so leer und trist, bis ich den Weg

zu Gott fand. Auf viele meiner Probleme und Ängste nahmen Ihre Sendungen Bezug. So wurden sie mir eine echte Lebenshilfe.«

Radiomission ermöglicht geistliches Wachstum

Die Redner im Evangeliums-Rundfunk vermitteln nicht eigene Erfahrungen und Ratschläge, sondern sie schöpfen aus dem Wort Gottes Kraft und Weisung. Darum können Hörer bezeugen: »Ihre Sendungen haben mir schon in vielen schweren Situationen den rechten Weg gewiesen . . .«

Aus Norddeutschland erreichte uns folgende Zuschrift: »Ich bin schon sehr lange ein Gotteskind, aber zum wahren, lebendigen Glauben bin ich erst durch die Sendungen des Evangeliums-Rundfunks gekommen . . .«

Ein Deutscher, der im Ausland lebt, bezeugt: »Es ist schön, daß über alle geographischen Grenzen hinweg der Geist Gottes die Menschen verbindet. Oftmals wußte ich nicht, wie es weitergehen sollte, und ich bekam dann Antwort und Auftrieb durch Ihre Sendungen. Fast jeden Abend habe ich Gelegenheit zum Hören. Ihre klaren und offenen Ausführungen brachten Licht in meine verzweifelte Lage.«

Man muß es selbst erlebt haben

Die Sendungen des Evangeliums-Rundfunks können vieles bewirken. Wie mancher ist dankbar für ihren Dienst! Da schreibt jemand: »Seit ich im Krankenhaus war, schätze ich Ihre Sendungen . . .« Nach einem Umzug teilt man uns mit: »Wir waren hier zunächst die einzige gläubige Familie. Wie wichtig war es da für uns, die Sendungen zu hören . . .«

Es gibt besondere Jugendsendungen. Ein 16jähriger schreibt: »Durch Bibellese und Ihre Sendungen bin ich im Glauben gefestigt.«

Die Kranken werden nicht vergessen: »Jeden Montag warten wir schon auf ›unsere Sendung‹ . . .«

Die Grenzen der Länder, des Standes, des Alters und der Konfession werden übersprungen. Ein katholischer Pfarrer teilt uns mit: »Nachdem ich mich jetzt eine Zeit hindurch überzeugen konnte, daß Ihre Sendungen auch für meine katholische Pfarre sehr wertvoll sind, möchte ich im Pfarrblatt und auch sonst dafür werben. Können Sie mir bitte dazu Material senden?«

Besonderen Missionscharakter haben Sendungen für italienische, jugoslawische, spanische und türkische Gastarbeiter. Ein Hörer der italienischen Programme läßt uns wissen: »Vor ungefähr einem Monat habe ich fast durch Zufall Ihren Sender gefunden, und seither höre ich Ihre beiden wöchentlichen Sendungen in italienischer Sprache. Da ich keine Möglichkeit hatte, Ihren Deutschkurs nach Bibeltexten von Anfang an mitzumachen, aber sehr an dieser Initiative interessiert bin, bitte ich Sie, mir ein Exemplar von jeder Lektion zu schicken . . .«

Die rascheste Methode, viele auf einmal zu erreichen

Wer auf die »Zeichen der Zeit« achtet, wird mit Dankbarkeit feststellen, daß die Radiomission wesentlich dazu beiträgt, daß das Evangelium vom Reich gepredigt wird »in der ganzen Welt zum Zeugnis für alle Völker« (Matth. 24, 14).

Südamerika

Das Hundert-Millionen-Volk der Brasilianer hört das Evangelium über Radio »Die Stimme der Anden«, Quito (Ecuador) und über Radio Trans Mundial, Bonaire (Niederländische Antillen), in portugiesischer Sprache. Den andern, politisch oft so unruhigen Völkern wird die Gute Nachricht in ihrer spanischen Landessprache gebracht.

Afrika

Wie sollen die 700 bis 1000 Sprachen und Dialekte Afrikas erreicht werden? Evangeliumsverkündigung auf herkömmliche Weise wird immer schwieriger. Schulen und Krankenhäuser werden in einigen Ländern verstaatlicht. Der Missionar ist vielerorts nicht mehr erwünscht. Werden die großen und kleinen Völker Afrikas stabil genug sein, um nicht von einer Krise in die andere zu taumeln? Viele Führer der aus dem Kolonialismus entlassenen Völker haben einst christliche Missionsschulen besucht. Die Regierung üben diese Männer häufig jedoch nicht in christlicher Verantwortung, sondern in Abhängigkeit von einer atheistischen Ideologie aus. Wie wichtig, daß auch für diese Völker die Evangeliumsverkündigung weitergeht! Das geschieht über die Sender ELWA, Monrovia (Liberia), »Stimme des Evangeliums«, Addis Abeba (Äthiopien) und TWR Manzini (Swasiland).

Asien

Tausende von Menschen sind noch in den letzten Monaten zum Glauben an Christus gekommen, bevor die roten Khmer in Kambodscha die Herrschaft übernahmen, alle Missionsarbeit beendeten und die Bewohner der Hauptstadt aufs Land hinausjagten. Ob und wann die Christen wieder dazu kommen, christliche Radiosendungen zu hören, ist ungewiß. Entsprechende Programme sind jedoch bereits in Vorbereitung.

In den wichtigsten asiatischen Sprachen sendet FEBA in Manila (Philippinen) seit Jahren. Neuere Sendeanlagen wurden in Korea errichtet. TWR sendet seit August 1975 von der Insel Guam, vorerst noch mit einem kleinen Sender. Der Bau einer starken Station ist schon in Angriff genommen. Geplant ist ferner ein Senderbau auf Sri Lanka (früher: Ceylon). Von hier aus soll vor allem Indien erreicht werden.

Vieles ist auf dem Gebiet der Radiomission mit Gottes Hilfe geschafft. Die Arbeit wurde und wird trotz weltweiter Rezession

und Inflation ausgebaut. Tausende von Briefen, Karten und Telefonaten der Hörer in aller Welt zeigen, daß das Wort Gottes, das über den Rundfunk hinausgetragen wird, »nicht leer zurückkommt« (Jes. 55, 11).

Horst Marquardt
Evangeliums Rundfunk Wetzlar

WAS HEISST »EVANGELIKAL«?

Das Wort »evangelikal« ist erst in den letzten Jahren in Deutschland mehr bekannt geworden. In den englisch-sprechenden Ländern (vor allem USA und Großbritannien) ist es schon lange geläufig. Es wird gebraucht zur Kennzeichnung von Christen, Gruppen und Missionen, die pietistisch-erwecklich geprägt sind. Die folgenden biblischen Zentralwahrheiten werden besonders betont: persönliche Gemeinschaft mit Christus durch Bekehrung und Wiedergeburt, Heiligung, Bindung an die Bibel als das vollgültige, untrügliche Wort Gottes, klares Bekenntnis zu Jesus Christus, dem ewigen Gottessohn und fleischgewordenen Wort Gottes, Sammlung der Gläubigen, Erfüllung des evangelistisch-missionarischen Auftrages, Erwartung der baldigen Wiederkunft des Herrn.

Im deutschen geistlichen und sprachlichen Bereich sind an und für sich Worte wie »pietistisch«, »erwecklich«, »bibelgläubig« vertrauter als »evangelikal«. Da »evangelikal« aber weltweit bekannt ist und gebraucht wird und die internationalen Verbindungen unter den Gläubigen sich ständig erweitern und festigen, ist es sinnvoll und angebracht, auch bei uns zur Bezeichnung »evangelikal« sich zu bekennen. Natürlich ist darauf zu achten, daß der eben erläuterte biblische Sinn des Wortes überall ohne Abstriche festgehalten wird.

Die »Evangelikalen« müssen auch betonen und praktizieren, daß Christen sich um das »Wohl«, um die sozialen, politischen und rassischen Lebensverhältnisse ihrer Mitmenschen kümmern. Aber erstrangig bleibt aufgetragen das Zeugnis vom »Heil«, von der Errettung der sündigen und verlorenen Menschen durch die Heilstat Christi und der Ruf zum Glauben an ihn.

In Deutschland gehören z. Zt. 27 Missionswerke – die in Kirchen, landeskirchlichen Gemeinschaften und Freikirchen beheimatet sind – als ordentliche Mitglieder zur »Arbeitsgemeinschaft evangelikaler Missionen«. Sie stehen in enger Verbindung mit der Deutschen Evangelischen Allianz, bejahen deren Glau-

bensgrundlage (Basis) und machen sich die »Frankfurter Erklärung zur Grundlagenkrise der Mission« zu eigen. Zu ihnen zählen etwa 650 Missionare.

Verzeichnis der in der Arbeitsgemeinschaft Evangelikaler Missionen in Deutschland vertretenen Missionsgesellschaften

Name	Missionszeitschrift	Arbeitsgebiete	Zahl der Missionare
1. Allianz-Mission-Barmen e. V. Falkenhaynstr. 11 5600 Wuppertal 11	Missionsbote	Japan Brasilien Columbien Peru	18 20 1 1
2. Außenmission des Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland, K. d. ö. R. Rennbahnstraße 107 a 2000 Hamburg 74	BBR Berichte, Bilder, Briefe	Kamerun Sierra Leone Argentinien Brasilien	46 12 2 4
3. Chrischona-Mission in Äthiopien Salzertstraße 1 7850 Lörrach	Grüße aus Äthiopien	Äthiopien	10

Name	Missionszeitschrift	Arbeitsgebiete	Zahl der Missionare
4. Christoffel-Blindenmission Bensheim Nibelungenstraße 124 6140 Bensheim 4 (Schönberg)	Bericht – Freundesbrief Informations- u. Gebetsbrief	Äthiopien Afghanistan Ghana Indien Iran Kenia Malawi Tansania	8 1 4 2 9 6 2 8
5. Deutsche Indianer-Pionier-Mission Lindenstraße 195 7419 Würtingen-Lonsingen	Werdet meine Zeugen	Brasilien Paraguay	19 8
6. Deutsche Missionsgemeinschaft Verein für Wohltätigkeit e. V. Buchenuerhof 6920 Sinsheim	Missions-Berichte	Afrika Amerika Asien Europa	28 30 13 23
7. Deutscher Frauen-Missions-Gebetsbund Arbeitsgruppe West e. V. Heisterkamp 18 2000 Hamburg 63	Missions-Rundbrief	in verschiedenen Missionsgemein- schaften als Paten- missionare	24

Name	Missionszeitschrift	Arbeitsgebiete	Zahl der Missionare
8. Dorothea-Mission e. V. Südafrika Missionsheim 3569 Dernbach	Rundbriefe	Südafrika	2
9. Evangelische Karmelmission Schlichtener Str. 61 7060 Schorndorf	Palästina	Libanon Syrien Marokko Jordanien Tschad Kamerun	34 2 2 4 9 2
10. Evangelische Mission im Tschad Deutscher Zweig e. V. Gartenstraße 25 7055 Stetten	Rundbrief		
11. Evangeliums-Rundfunk e. V. Berliner Ring 62, Postfach 1444 6330 Wetzlar	Evangeliums- Rundfunk (Programm)	Deutschland Österreich Schweiz Monaco Bonaire Argentinien Swaziland	80 1 2 2 2 1 3
12. Gnadauer Brasilien-Mission e. V. Löcherhaldenstr. 20, Postfach 1163 7306 Denkendorf	Missionsnachrichten	Brasilien	14

Name	Missionszeitschrift	Arbeitsgebiete	Zahl der Missionare
13. Kinderwerk Lima e. V. Fasanenstraße 4 7920 Heidenheim/Brenz	Kinderwerk Lima e. V.	Peru	4
14. »Licht im Osten« Missionsbund zur Ausbreitung des Evangeliums Kullenstraße 1, Postfach 1340 7015 Korntal-Münchingen 1	Dein Reich komme	USA	2
15. Liebenzeller Mission GmbH Postfach 1240 7263 Bad Liebenzell	Die Inseln rufen	Japan Taiwan Philippinen Bangladesh Neuguinea Südsee Kanada USA	32 8 2 9 23 48 2 3
16. Marburger Brasilien-Mission Friedrich-Naumann-Str. 15 3550 Marburg/L. 1	Ruf aus Brasilien	Brasilien	37
17. Marburger Mission GmbH Stresemannstraße 22, Postfach 600 3550 Marburg/L. 1	Was draußen geschieht	Thailand Japan Taiwan	23 9 12

Name	Missionszeitschrift	Arbeitsgebiete	Zahl der Missionare
18. Mennonitische Heimatmission 8062 Eichstock / P. Markt Indersdorf	Rundbrief	Deutschland	14
19. Mission für Süd-Ost-Europa e. V. Im Wiesental 48 5900 Siegen 21 (Geisweid)	In Jesu Dienst	Österreich Griechenland Deutschland	8 4 8
20. Missionshaus Bibelschule Wiedenest Olper Straße 10 5275 Bergneustadt 2	Offene Türen	Japan Nepal Afghanistan Pakistan Tansania Nigeria Brasilien Österreich	4 4 3 16 48 4 7 17
21. Missionshilfe e. V. Bodelschwinghamstr. 3, Postfach 506 4920 Lemgo 1	MHL-Nachrichten	Philippinen Haiti Italien Österreich	6 2 4 2
22. Missionsmannschaft Rotes Meer Ziegelstraße 11 7990 Friedrichshafen 2 (Fischbach)	Rundbriefe u. Gebetsinformation	Yemen Äthiopien Djibouti	8 4 3

Name	Missionszeitschrift	Arbeitsgebiete	Zahl der Missionare
23. Neukirchener Mission Hochstr. 3, Postfach 212 4133 Neukirchen-Vluyn	Der Missionsbote aus Neukirchen	Peru Kenya Tansania	2 1 5
24. Überseeische Missions-Gemeinschaft e. V. Kneibenweg 4 6309 Münzenberg 1	Ostasiens Millionen	Thailand Indonesien Philippinen Taiwan Japan	8 4 7 7 3
25. Verein Albrecht-Bengel-Haus Gartenstraße 57 7400 Tübingen 1			
26. Vereinigte Deutsche Missionshilfe e. V. Postfach 93 7016 Gerlingen	Vor Dir eine offene Tür	Südamerika Afrika Frankreich Philippinen Papua	12 5 2 4 1
27. Weltweiter Evangelisations-Kreuzzug Postfach 64 6239 Vockenhausen/Ts.	Weltweit	Asien Afrika Brasilien England Frankreich Deutschland	28 9 3 1 1 2

Außerordentliche Mitglieder:

1. Aktion in jedes Haus e. V.
Albestraße 4
1000 Berlin 41
2. Bibelschule Bergstraße
Postfach 9
6101 Seeheim
3. Bibelschule Brake
Eikermannsberg 12
4920 Lemgo 1
4. Diakonissenmutterhaus Aidlingen
Darmshemer Steige 1
7031 Aidlingen
5. Evangelize China Fellowship e. V.
Chinesische Missionsgemeinschaft
Deutscher Zweig
Eichenweg 1
7031 Grafenau 1
6. Inter-Mission e. V.
An der Bismarckschule 6 b / Postfach 3044
3000 Hannover 1
7. Operation Mobilisation Deutschland e. V.
Sandbergsteige 25, Postfach 2808
7100 Heilbronn
8. Wycliff-Bibelübersetzer
Siegenweg 32
5909 Burbach-Holzhausen

In der TELOS-Taschenbuchreihe erscheinen folgende Titel

- | | | | |
|----|--|----|---|
| 2 | Dale Rhoton
Die Logik des Glaubens | 51 | Jack Wyrzten
Ist Sex Sünde? |
| 5 | MacDonald
Wahre Jüngerschaft | 52 | Karl Weber
Klarer Kurs in wirrer Zeit |
| 8 | Jörg Erb
Nichts kann uns scheiden | 53 | Heinrich Kemner
Erlebtes und Erfahrenes |
| 10 | Anton Schulte
Es gibt einen Weg zu Gott | 54 | Jörg Erb
Missionsgestalten |
| 13 | Watchman Nee
Der normale Mitarbeiter | 55 | Richard Kriese
Besiegte Schwermut |
| 14 | Watchman Nee
Sitze, wandle, stehe | 56 | Peter Beyerhaus
Bangkok '73 |
| 15 | Faith Coxe Baily
Auch sie wurden frei | 57 | Bill Bright
Die letzte Revolution |
| 17 | Elisabeth Seiler
Berufen und geführt | 58 | Edith Willies-Nanz
Pelicula |
| 18 | Elisabeth Seiler
Tut seine Wunder kund | 59 | Siegfried Wild
Damit die Richtung . . . |
| 19 | Elisabeth Seiler
Wunderbar sind seine Wege | 60 | Luise Hubmer
Der Freude Grund (I) |
| 20 | Wilhelm Gottwaldt
Wissenschaft contra Bibel? | 61 | Luise Hubmer
Des Lebens Kraft (II) |
| 21 | Wolfgang Heiner
Fragen der Jugend | 63 | Arno Pagel
Sehet in das Feld |
| 25 | W. Ian Thomas
Christus in Euch - Dynamik . . . | 64 | Rolf Scheffbuch
Ökumene contra Mission |
| 26 | Karl-H. Bormuth
Alte Gebote und neue Moral | 65 | Arthur Mader
Hören, Schweigen, Helfen |
| 27 | George Verwer
Jesus praktisch erleben | 66 | Friedrich Hauss
Biblische Taschenkonkordanz |
| 28 | Klaus Vollmer
Chance und Krise des Lebens | 67 | Heinrich Kemner
Glaube in Anfechtung |
| 31 | Hellmuth Frey
Zusammenschluß d. Kirchen | 68 | Karl Weber
F. W. Baedeker/Georg Müller |
| 32 | Wolfgang Heiner
Botschafter Gottes, Bd. 1 | 69 | Frieda Wehle
Darum gehe hin |
| 33 | Wolfgang Heiner
Botschafter Gottes, Bd. 2 | 70 | Herta-Maria Dannenberg
Komm zu mir nach Afrika |
| 34 | Wolfgang Heiner
Botschafter Gottes, Bd. 3 | 71 | Heinrich Kemner
Prophetische Verkündigung |
| 35 | Heinrich Jochims
Heilsgewißheit | 72 | Alfred Stückelberger
Autorität - Ja oder nein |
| 36 | Gertrud Volkmar
Vom Glücklicherweise . . . | 73 | Marie Hüsing
Anruf und Tröst |
| 39 | Heinrich Kemner
Wir wählen die Hoffnung | 74 | Jörg Erb
Paul Gerhardt |
| 40 | Wilhelm Gottwaldt
Fehler in der Bibel? | 75 | Friedrich Kosakewitz
Mit Gottes Wort unterwegs |
| 41 | Alfred Lechler
Ein Arzt gibt Lebenshilfe | 76 | Jean Saint-Dizier
Ich bin geheilt |
| 42 | Liesefotte Breuer
Jesus - im Detail erlebt | 77 | Fritz Grünzweig
Scheinwerfer auf dem Weg . . . |
| 44 | Jörg Erb
Dichter und Sänger des
Kirchenliedes, Bd. 2 | 79 | H. Tanaka
. . . mitten unter die Wölfe |
| 5 | James Adair
Fixer finden Jesus | 80 | Hans Edvard Wislöff
Auf sicherem Grund |
| | J. Oswald Sanders
Geborgenheit u. Wagnis | 81 | Burkhard Krug
Erweckung im hohen Norden |
| | Otto Riecker
Mission oder Tod | 82 | Rudolf Irmiler
Weihn. - daheim u. draußen |
| | W. Ian Thomas
Tote können nicht sterben | 83 | Betty Macindoe
Wo alle Wege enden |
| | Michael Green
Es k. mir keiner m. Tatsachen | 84 | Rolf Scheffbuch
FRAG-würdige Ökumene |
| | | 86 | Karl Heim
Der geöffnete Vorhang |

In der TELOS-Taschenbuchreihe erscheinen folgende Titel

- | | | | |
|-----|---|-----|--|
| 87 | Richard Kriese
Ohne Angst in die Zukunft | 126 | Immanuel Sücker
Weltraum, Mensch u. Glaube |
| 89 | W. Ian Thomas
Man br. Gott, u. Mensch zu sein | 127 | Elishewa Marwitz
Wächter über deinen . . . |
| 90 | Otto Riecker
Leben unter Gottes Führung | 128 | Wilder Smith
Ergriffen? Ergreife! |
| 91 | Kurt Scherer
Zu seiner Zeit | 129 | Udo Middelmann
Pro Existenz |
| 92 | Friedrich Hauß
Biblische Gestalten | 180 | L. H. T. Van Dooren
Realität der Auferstehung |
| 93 | Michael Green
Dann lebt er also doch | 131 | L. A. T. Van Dooren
Gebet, das lebensnotwendige
Atmen des Christen |
| 94 | Albert Jansen
Traum der Liebe | 132 | Bruno Schwengeler
Verschobene Proportionen |
| 96 | Erich Schnepel
Wirkungen des Geistes | 134 | Festo Kivengere
Erneuerte Gemeinden |
| 97 | Jakob Hitz
Seelsorge an sich selbst | 135 | Watchman Nee
Das Werk Gottes |
| 98 | Francis Schaeffer
Die neue religiöse Welle | 138 | Anton Schulte
Leben ist Freude |
| 100 | Ludwig Schneller
Tischendorf-Erinnerungen | 140 | Horst Zentgraf
Nimm, was dein ist |
| 101 | Edith Willies Nanz
Gauchos hören von Christus | 141 | Hildegard Krug
Dein Weg wird hell |
| 102 | Anny Wienbruch
Ein Sommer mit Jakob | 145 | Michael Green
Jesus bedeutet Freiheit |
| 104 | Rolf Scheffbuch
Zur Sache: Weltmission | 146 | Hermann Gschwandtner
Dein Haus für Christus |
| 105 | Johanna Dobschiner
Zum Leben erwählt | 147 | Erich Schnepel
Bauleute Gottes |
| 106 | Wilder Smith
Herkunft u. Zukunft d. Mensch. | 148 | Werner Kretschmar
Wie teuer ist das Glück? |
| 107 | Allan Sloane
Time to run | 149 | Arno Pagel
Ludwig Hofacker |
| 108 | Rolf Scheffbuch
Jesus nach denken | 150 | Hans Rohrbach
Anfechtung und
ihre Überwindung |
| 109 | Karl Backfisch
Christus in einer atheist. Welt | 154 | Klaus W. Müller
Kurs 330 |
| 110 | Hellmuth Frey
Jesus allein od. Jesus und . . . | 156 | Helene Luginstand
Draußen vor dem Osttor |
| 111 | Otto Masimann
Alles überwindende Liebe | 157 | Müller/Erdlenbach
Missionarische Gemeindefarbeit |
| 112 | Doreen Irvine
D. Königin d. schwarzen Hexen | 158 | Armin Mauerhofer
Die vollkommene Erlösung |
| 114 | Ernst Modersohn
Im Banne des Teufels | 159 | Jesu Christi
Hugh Steven |
| 115 | A. Stüdelberger/L. Rossier
Was sagt u. Gott d. uns. Kind.? | 167 | Manuel
Elli Kühne
Gott ruft Menschen |
| 116 | Watchman Nee
Der Gebetsdienst d. Gemeinde | | |
| 117 | John R. W. Stott
Es kommt auch auf d. Verst. an | | |
| 118 | Aimé Bonifas
Das Evangelium für Spanien | | |
| 119 | Horst Zentgraf
Sag ja | | |
| 120 | Lane Adams
Komm, flieg mit mir | | |
| 122 | G. C. Willis
Er aber war aussätzig | | |
| 123 | Fritz Hubner
Die dreif. Freiheit der Erlösten | | |
| 124 | Daniel Schäfer
Einsame Heilige | | |
| 125 | Hermann Leitz
Engel gibt es | | |

TELOS-Dokumentation

- | | |
|-----|--|
| 900 | Künneht/Beyerhaus
Reich Gottes o. Weltgemeinsch. |
| 901 | Künneht/Beyerhaus
Lausanner Dokumente
Alle Welt soll sein Wort hören |
| 902 | Werner Schilling
Das Heil in Rotchina |

Die „Arbeitsgemeinschaft evangelikaler Missionen“ hat die Anregung und den Auftrag zu diesem Buch gegeben. Es wird in Berichten aus aller Welt gezeigt, wie Jesu Wort: „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden“ sich heute vielfältig erfüllt.

In viel Dunkel von Sünde, Sorge, Angst und Hoffnungslosigkeit der Menschen dringt das helle Licht des Evangeliums und schafft neue Menschen und Verhältnisse. Das weckt Freude und Dank. Das treibt die Beter zu hoffnungsfroher Fürbitte. Das verstärkt aber auch die Sehnsucht nach dem Tag, an dem unser Herr wiederkommt und die Finsternis in den Herzen und unter den Völkern endgültig besiegt und vertreibt.